

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt im Iran

vom 16. Februar bis zum 29. März 2017

Inhalt

1. Zur Person
2. Zur Fragestellung
3. Eckdaten – Politische Lage und Tourismus im Iran
4. Teheran – Wachsende Café- und Hostel-Kultur
5. Dizin – Skifahren in den Bergen der Hauptstadt
6. Mashhad – Bauboom in der schiitischen Pilgerstadt
7. Torbate-Jam – Sunniten am Rande der Gesellschaft
8. Yazd und Taft – Zoroastrismus modern vermittelt
9. Kerman und die Kaluts – Begleitete Tour in die Wüste Lut
10. Qeshm – Inselbewohner ergründen Tourismus als neue Einnahmequelle
11. Hormuz – Wandel durch Künstler, Backpacker und Hitchhiker
12. Gilan – Öko-Tourismus am Kaspischen Meer
13. Erkenntnisse

1. Zur Person

„Du bist deine eigene Grenze, erhebe dich darüber“, lautet eine 700 Jahre alte Empfehlung des iranischen Dichters Hafis, die meine Recherchereise begleitet hat. Wir sind beide in Shiraz geboren, ich allerdings erst 1983. Während Hafis nachgesagt wird, die Stadt nie verlassen zu haben, mussten meine Eltern kurz nach meiner Geburt ausreisen, eine Folge der Islamischen Revolution 1979. Der Zufall führte uns nach Deutschland, über den kurzen Umweg Bayern nach Köln. Im Studium der Angewandten Kommunikations- und Medienwissenschaften in Duisburg setzte ich mich zum ersten Mal wissenschaftlich mit dem Iran auseinander. Im Rahmen einer kulturwissenschaftlichen Symposium-Reihe analysierte ich erst Werke der amerikanisch-iranischen Künstlerin Shirin Neshat. Später schrieb ich für die gleiche Reihe – während des Master-Studiums der Multimedialen Kommunikation in Hannover, mit Schwerpunkt Journalistik und Kultur – über Autobiografien von Iranerinnen und Iranern im Exil. Das 30-jährige Bestehen der Islamischen Republik war 2009 Anlass für journalistische Beiträge, zudem besuchte ich in dem Jahr zum ersten Mal meine Familie in Shiraz und Tabriz. Nach der umstrittenen Wiederwahl von Präsident Mahmud Ahmadinedschad im Sommer 2009 berichtete ich für mehrere WDR-Hörfunk-Wellen über die Proteste im Iran. Seit Abschluss des WDR-Volontariats 2012 schreibe ich immer wieder über die politische und kulturelle Entwicklung des Landes. Weitere Themenschwerpunkte sind die Türkei, Migration, Feminismus und Sexualität. Darüber berichte und moderiere ich momentan vor allem für den WDR-Sender Cosmo und für Deutschlandfunk Nova.

2. Zur Fragestellung

„Ich habe noch nie so viele Europäer auf einem Flug nach Teheran gesehen, wie dieses Mal“, staunt die iranische Computerlinguistik-Studentin im Sitz neben mir. Auch ungewohnt, dass wir von Istanbul aus mit einem türkischen Billig-Flieger unterwegs sind. Solche Flüge gibt es erst seit kurzem. Um uns herum Deutsche, Österreicher, Holländer, Franzosen und Italiener. Später an der Passkontrolle zeigt sich: Die meisten kommen, um zu reisen. Der Iran hat 2016 die Bedingungen für Touristen-Visa gelockert, und die Folgen spüre ich schon auf dem Hinflug. Mittlerweile können Reisende aus 190 Ländern ein touristisches Visum für einen Monat bei der Ankunft am Internationalen Flughafen Imam Khomeini in Teheran beantragen.

Solche Neuerungen machen die politische Öffnung der Islamischen Republik deutlich. Sie sprechen auch dafür, dass die Bezeichnung „historischer

Pakt“ in Bezug auf das Atomabkommen berechtigt sein könnte. Am 14. Juli 2015 vereinbarten die fünf UN-Vetomächte und Deutschland mit dem Iran den Atomstreit beizulegen. Lange Verhandlungen waren dieser Einigung in Wien vorausgegangen. Über 12 Jahre dauerte der Konflikt um das iranische Nuklearprogramm, das dem Land den Ruf eingebracht hatte, nach der Atombombe zu streben. Durch verschärfte internationale Sanktionen wurde der Iran politisch und wirtschaftlich immer weiter isoliert. Unter dem Druck der USA wurden iranische Banken vom internationalen Finanzwesen abgeschnitten, ein regulärer Außenhandel wurde unmöglich und 2012 verhängte die Europäische Union ein Ölembargo gegen das Land. Die Folge war eine rasante Talfahrt der Wirtschaft, die Arbeitslosigkeit stieg an und zeitweise lag die Inflationsrate über 30 Prozent. Die Bevölkerung erhoffte sich mit der Wahl des reformorientierten Präsidenten Hasan Rohani 2013 eine Besserung der Wirtschaftslage, aber auch eine kulturelle Öffnung ihres Landes, das stark von Kontrolle und Zensur geprägt ist. Tatsächlich folgte auf den Atom-Deal das Aufheben und Aussetzen der Sanktionen am 16. Januar 2016. Auf Wirtschaftsebene hat seitdem ein reger Austausch mit ausländischen Investoren begonnen.

Diese Phase des politischen Umbruchs ist der Anlass für meine Recherche. Ich will herausfinden, wie sich in dieser Zeit speziell der Tourismus im Iran entwickelt. Welchen Eindruck erhalten westliche Touristen von der Islamischen Republik, und wie wirken sie umgekehrt auf die iranische Bevölkerung? Vor dem Hintergrund, dass das lange abgeschottete Land ein immer beliebteres Reiseziel wird. Laut der Weltorganisation für Tourismus (UNMTO) kamen 2015 mehr als 5 Millionen Touristen in den Iran. Damit hat sich die Besucherzahl seit Beginn des Atom-Konflikts mehr als verdreifacht. Wenn es nach der iranischen Regierung geht, soll sie weiter steigen – auf 20 Millionen Touristen bis 2025. Passenderweise wurde das jährliche Treffen der World Federation of Tourist Guide Association (WFTGA) Ende Januar 2017 zum ersten Mal in Teheran ausgerichtet. Bei der Eröffnungsrede vor 320 Reiseleitern aus 45 Ländern erklärte Präsident Rohani, dass Tourismus als eine Brücke zwischen Nationen dienen würde und als eine Verbindung zwischen Kulturen und Zivilisationen. „Die Zeit, in der Mauern zwischen Nationen errichtet wurden, kommt zu einem Ende“, sagte Rohani, offensichtlich auch in Anspielung auf US-Präsident Donald Trump. Dieser sorgte zu dem Zeitpunkt für weltweite Aufregung mit dem sogenannten „muslim ban“, dem bisher gescheiterten Versuch einer Einreisebeschränkung für Staatsbürger aus sieben muslimischen Ländern, darunter auch Iran. Das Atomabkommen habe den Weg geebnet, dass mehr ausländische Touristen den Iran besuchen würden, führte der iranische Präsident fort. „Wir bemühen uns sehr darum, unsere Tourismus-Industrie weiterzuentwickeln.“

Dafür erneuern wir unsere Flugzeug-Flotte, wir erweitern das Eisenbahnnetz und bauen Autobahnen, um den Zuwachs an Touristen weiter zu erhöhen.“ Auch wenn Rohani in seiner Rede vor den Reiseleitern die kulturelle Verständigung in den Vordergrund stellt, sieht die Regierung in diesem Wirtschaftszweig natürlich vor allem das finanzielle Potenzial. Darüber spricht auf der gleichen Veranstaltung die Ende 2016 von Rohani zur Vize-Präsidentin ernannte Zahra Ahmadipour, die zeitgleich die Leiterin der Behörde für Kulturerbe, Handwerk und Tourismus (CHTHO) wurde. Es gehe beim Aufbau der Tourismusbranche im Iran darum, Gewinn zu machen, Arbeitsplätze zu kreieren und den Wohlstand umzuverteilen, erklärte Ahmadipour: „Die Tourismus-Industrie ist von hoher Bedeutung, weil sie global 10 Prozent des Bruttoinlandsproduktes ausmacht und für jeden elften Arbeitsplatz auf der Welt sorgt.“ Der Iran profitiert jetzt schon von den wachsenden Besucherzahlen. Die CHTHO veröffentlichte im September 2016, dass der iranische Tourismus-Sektor in den vergangenen dreieinhalb Jahren insgesamt 24 Milliarden Dollar eingenommen hat.

Für die Recherchereise interessiert mich, wie sich dieser wirtschaftliche Erfolg im Iran auswirkt. Vor meiner Abreise will ich die Lage von Tourismusverbänden, Hotels und Reiseveranstaltern recherchieren, auf der führenden Fachmesse, der Internationalen Tourismusbörse in Berlin. Für den Aufenthalt im Iran nehme ich mir zunächst vor, der klassischen Reiseroute westlicher Touristen zu folgen, doch die Idee verwerfe ich in den ersten Tagen vor Ort. Zum einen um Individualreisende zu begleiten, die anders als Teilnehmer organisierter Gruppenreisen noch mehr Kontakt zur iranischen Gesellschaft haben, darüber einen tieferen Eindruck bekommen und auch hinterlassen. Zum anderen will ich an Orte, die Iraner selbst in ihrer Freizeit besuchen. Beispielsweise die religiöse Stadt Mashhad, den größten Touristenmagneten des Landes, da es sich um die im Iran bedeutendste Pilgerstätte für Schiiten handelt. Aber auch Orte, die erst langsam als Reiseziel erschlossen werden, wie die Insel Hormuz im Persischen Golf. Im Fokus der Recherche steht dabei, mehr über das Gesellschaftsklima nach dem jahrelangen Atomkonflikt herauszufinden. Ist nach der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Isolation wirklich Hoffnung auf Veränderung in der breiten Bevölkerung zu spüren? Besonders im Hinblick auf die unmittelbar nach meiner Reise anstehenden Präsidentschaftswahl am 19. Mai 2017. Ursprünglich wollte ich dafür neben dem Bereich Tourismus auch auf die iranische Kulturszene blicken. Doch bei der endgültigen Planung wurde mir bewusst, dass das ein zu großes Recherchevorhaben wäre. Trotzdem nehme ich mir vor, insbesondere in Teheran auch auf diesen Aspekt zu achten.

Durch das Flugzeugfenster schaue ich müde auf die gelben Lichter der Hauptstadt in der Dunkelheit, bevor die Maschine um kurz nach 4 Uhr zur

Landung ansetzt. Der kleine Tourismus-Boom bestätigt sich wieder in der Ankunftshalle des Flughafens. Früher dominierten vor Glück weinende Familienangehörige, die sich in die Arme fielen. Jetzt stehen hier vor allem Fahrer mit Namensschildern in der Hand – „Welcome to Iran!“

3. Eckdaten – Politische Lage und Tourismus im Iran

Auf einer Fläche fast fünfmal so groß wie Deutschland leben im Iran etwa 80 Millionen Menschen. Die Bevölkerungspyramide sieht aus wie ein Tannenbaum mit einem sehr breiten Stamm. Rund 60 Prozent der Bevölkerung ist jünger als 30 Jahre. Dazu ist das junge Land von verschiedenen Ethnien geprägt. Die Hälfte sind Perser, ein Fünftel Aserbaidschaner, dazu Kurden, Luren, Mazanderaner, Gilaken, Turkmenen, Qashqais, Belutschen und Araber. Sie unterscheiden sich in Sprache, Religion und verschiedenen Lebens- und Wirtschaftsformen. Die offizielle Amtssprache ist Farsi und der schiitische Islam ist die Staatsreligion. 90 Prozent der Bevölkerung sind Schiiten, daneben leben 9 Prozent Sunniten im Land und religiöse Minderheiten, wie Christen, Zoroastrier, Juden und Bahai. Landschaftlich ist der Iran von Kontrasten geprägt – von schneebedeckten Bergen im Norden, grünen Wäldern und Obstplantagen am Kaspischen Meer, bis hin zu heißen Wüsten und kargen Steppen und der schwül warmen Region am Persischen Golf.

Bis 1934 hieß das Land offiziell Persien. Der Name geht zurück auf eine im Südwesten des Landes gelegene Provinz, die heute Fars genannt wird. Von hier stammten zwei bedeutende Herrscherdynastien, die Achämeniden (559-330 v. Chr.) und die Sassaniden (224-651 n. Chr.). Sie prägten über Jahrhunderte die Geschichte, Kultur und Sprache des Landes, daher verwendeten die Griechen in ihren Schriften die Bezeichnung Persis, daraus wurde Persien. 1934 wollte Pahlavi-Herrscher Reza Shah auf internationaler Ebene den Namen einbringen, der im Land selbst schon länger verwendet wurde. Iran bedeutet Land der Arier, übersetzt Land der Edlen.

Nach dem Sturz der Monarchie 1979 rief der aus dem Pariser Exil zurückgekehrte Ayatollah Ruhollah Khomeini die Islamische Republik Iran aus. Das Staatssystem verbindet republikanische und theokratische Elemente. Staatsoberhaupt, der oberste geistliche Führer, ist seit Khomeinis Tod 1989 Ali Khamenei. Er steht machtpolitisch über dem Staatspräsident Hasan Rohani, der seit 2013 im Amt ist. Rohani war mit drei Wahlversprechen angetreten: Atomstreit beenden, Aufhebung der Sanktionen einleiten und ein wirtschaftlich liberaleres Klima schaffen. Die ersten zwei Vorhaben sind ihm gelungen, ein richtiger Aufschwung in der Wirtschaft allerdings nicht. Dennoch reichte es für die Wiederwahl im Mai 2017. Die Wahl wurde auch

als politische Richtungsentscheidung über die von Rohani angestrebte Öffnung des Landes gewertet. Konservative Kräfte, die im iranischen Staatsapparat weiterhin viel Einfluss haben, sehen diese Entwicklung kritisch und versuchen immer wieder gegenzusteuern. Trotzdem deutet die Wendung in den Atomverhandlungen darauf hin, dass das Regime erkannt hat, dass die Sanktionen die nationale Sicherheitslage gefährden könnten. Die Unzufriedenheit über die Isolation und die starre politische Lage im Iran zeigte sich bereits in den Protesten nach der umstrittenen Wiederwahl von Mahmud Ahmadinedschad 2009, die gewaltsam niedergeschlagen wurden. Als sich der Atomkonflikt 2012 mit dem Ölembargo zuspitzte, wurden die Sanktionen zur immer stärkeren Belastung. Die Öl- und Erdgasindustrie macht 85 Prozent der Exporte des Landes aus. Umgekehrt wurde auch der Import von Waren reglementiert, so dass aktuell der Modernisierungsbedarf im Iran enorm ist. Seit dem Atomabkommen lockt die Aussicht auf lukrative Geschäfte immer mehr ausländische Politiker und Investoren ins Land. In Teheran landen fast täglich internationale Delegationen, nachdem der damalige Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel im Sommer 2015 als erster westlicher Spitzenpolitiker den Anfang gemacht hat. Fragen der Menschenrechtsverletzungen, der fehlenden Presse- und Meinungsfreiheit sowie der Unterdrückung der Oppositions- und Frauenbewegung werden dabei nur marginal angesprochen. In der iranischen Wirtschaft sind 85 Prozent der Betriebe in staatlicher Hand. Präsident Rohanis Bestreben, Korruption und Missmanagement einzudämmen, sowie Gesetze zur Privatisierung zu fördern, zeigen bisher noch keine große Veränderung. Aber auch das Regime hat ein Interesse am wirtschaftlichen Potential des Landes, das bisher noch nicht ausgeschöpft wurde. Dabei spielt auch der Tourismus-Sektor eine immer wichtigere Rolle. Anfang Februar 2017 betonte Kulturminister Reza Salehi-Amiri: „Wir glauben, wir können auf lange Sicht die Öl-Einnahmen mit den Gewinnen ersetzen, die wir durch Tourismus, Handwerk und unser kulturelles Erbe erzielen können.“

Auf der Tourismusfachmesse ITB in Berlin belegt der Iran seit 2015 eine eigene Halle. Im März 2016 hängen Bilder von alt-persischen Ruinen, bunten Bazaren und Moscheen an den Ständen. In der Mitte des Raumes spielen traditionelle Musiker auf Saiteninstrumenten, aus goldenen Samowars wird Messe-Besuchern schwarzer Tee serviert. Tausendundeine-Nacht, wenn auch in der Light-Version. Genau mit diesem Image zieht der Iran wieder mehr Touristen an, meint der Reiseveranstalter Ali Ghamkhar, der unter anderem die gut gebuchten Gruppentouren von Studiosus Reisen betreut. „Die meisten Besucher sind bisher Bildungsbürger, die sowohl viel Freizeit haben, als auch genug Geld. Also, vor allem Rentner mit Interesse an historischen Denkmälern. Die reisen entlang der klassischen Route – Te-

heran, Isfahan, Yazd und Shiraz“, Ghamkhar spricht vom „Silver Market“ und kalkuliert: Für eine Woche Rundreise zahlt man ungefähr 1.500 Euro, je nach Paket. Unter den 5 Millionen Touristen 2015 waren aber auch Individual-Touristen. Dieses Jahr rechnet der Veranstalter mit 7 Millionen Reisenden. „Weil der Iran als exotisches und relativ unberührtes Reiseziel gesehen wird.“ Deutsche sind unter den westlichen Touristen an erster Stelle. Ihre Besucherzahl hat sich nach dem Atomabkommen verdoppelt, erzählt Ghamkhar stolz. Nach den Deutschen sind Italiener, Franzosen, Schweden und Niederländer die häufigsten Touristen. Aber er betont auch, dass zwei Drittel der Besucher aus Nachbarländern wie Irak, Afghanistan oder Pakistan stammen. Die größten Einnahmen im Tourismus bezieht der Iran weiterhin aus schiitischen Pilgerfahrten.

Die steigenden Besucherzahlen sorgen aber nicht nur für Freude, sondern auch für Stress. Reiseagentin Azam Ayoubian betreut von Teheran aus Geschäftsreisen großer europäischer Unternehmen, vor allem aus Frankreich. „Nach der langen Sanktion kann die Infrastruktur im Land leider noch nicht mit der gestiegenen Nachfrage mithalten. Wir haben momentan nur 130 Hotels mit 4- oder 5-Sternen, das reicht nicht für die Anfragen aus westlichen Ländern. Da sind andere Standards gefragt, als Unterbringungen in Mittelklasse-Hotels. Und auch die Straßen müssen noch besser ausgebaut werden“, fordert Ayoubian. Sie ist mit ihrer Unzufriedenheit nicht alleine.

Auch Tourismus-Experte Zahed Ghaderi sieht einige Probleme. Mehrere ausländische Investoren, darunter Accor aus Frankreich, planen Hotels im Iran zu bauen. Die Regierung spricht von 200 neuen Hotels allein im Jahr 2016. „Aber für ein neues Hotel braucht man erst die Genehmigung des Tourismus-Ministeriums, dann des Umwelt-Ministeriums, und auch von der lokalen Regierung und der Stadtverwaltung. Das ist ein langer Prozess, der viele Investoren abschreckt“, erläutert Ghaderi, der Tourismus-Management zeitweise auch im Bayerischen Deggendorf unterrichtet. Auch das von der Regierung ernannte Ziel – 20 Millionen Touristen bis 2025 – sieht er kritisch. „Unsere Branche sollte schrittweise wachsen, weil Tourismus im Iran saisonal ist. Außerdem fokussiert sich vieles zu sehr auf die klassische Reiseroute, das sollte besser verteilt werden. Aber in vielen Orten mit interessanten Sehenswürdigkeiten fehlen Hotels, Reiseveranstalter oder Restaurants, daran sollten wir arbeiten“, so Ghaderi. Er spricht sich für community based tourism aus, es sollten mehr kleine Standorte gefördert werden, dieses Prinzip lehrt er auch an der Universität in Teheran. Er fordert, dass der Tourismus dem privaten Sektor überlassen werden sollte, dann könnte das Potential besser ausgeschöpft werden. „Wir sind das Land der vier Jahreszeiten. Man kann jetzt im März in den Bergen Ski fahren, oder im Landesinneren eine Wüsten-Tour machen. Unsere Natur ist sehr vielfältig, genauso

wie unser Volk, mit den verschiedenen ethnischen Gruppen und Lebensweisen. Dazu kommen die ganzen kulturellen Sehenswürdigkeiten. Neben der alten Königsstätte Persepolis listet die UNESCO 19 weitere Sehenswürdigkeiten zum Weltkulturerbe“, zählt Ghaderi auf, als ich danach frage, was der Iran Reisenden zu bieten hat. Und welche Fragen haben die am Iran interessierten ITB-Besucher? „Viele wollen wissen, ob das Land sicher ist. Das ist es auf jeden Fall. Der Tourismus im Iran profitiert ja gerade von den Krisen in der Türkei oder in Ägypten.“ Zum Schluss lächelt der Tourismus-Experte noch einmal. „Die meisten Frauen fragen, ob sie wirklich ein strenges Kopftuch tragen müssen. Denen zeigen wir, wie locker und modisch junge Großstadt-Iranerinnen gekleidet sind. Da kann ich beruhigen, für ausländische Frauen reicht ein kleines Tuch.“

4. Teheran – Wachsende Café- und Hostel-Kultur

Fast genau ein Jahr nach der Tourismus-Messe in Berlin lande ich in Teheran. Nicht nur die vielen ausländischen Passagiere, die mit mir zusammen ankommen, zeigen, was für ein beliebtes Reiseland Iran momentan ist. Ende März soll in der Hauptstadt auch noch eines der Inbegriffe der westlichen Tourismus-Industrie eingeführt werden. Rote Doppeldecker-Tourbusse mit offenem Dach, im hop-on, hop-off Prinzip. Die Islamische Republik meint es offenbar ernst mit dem Sightseeing-Kommerz. Da es sich politisch immer noch um einen repressiven Staat handelt, nehme ich mir vor, einige Namen von Reisenden und Iranern nicht zu nennen oder zu ändern, auch wenn sie nichts Verwerfliches sagen.

Der Taxi-Fahrer, der mich in den noch dunklen Morgenstunden in die 50 Kilometer vom Flughafen entfernte Hauptstadt fährt, ist eigentlich Bauleiter. Er hat 15 Jahre auf Zypern gearbeitet, und ist nach der Krise wieder in den Iran zurückgekehrt. „Der Iran hat sich verändert. Die Menschen sind nicht mehr so herzlich miteinander. Auch in den Familien nicht. Durch den Druck, der auf allen lastet“, sagt er mit leerem Blick auf die Straße, die um diese Uhrzeit wenigstens noch nicht so voll ist. Als ich ihn frage, ob die ausländischen Reisenden nicht wenigstens neue Bauprojekte mitbringen, an denen er arbeiten könnte, schüttelt er den Kopf und wird, wie man Teheraner Taxen oft nachsagt, schnell kritisch gegenüber der Regierung. „Wir haben ein Mafia-System, durch den Sepah“, er redet über die Revolutionsgarden, eine von Khomeini errichtete Militärische Einheit neben der Armee, die nach Ende des Iran-Irak-Krieges 1988 beim Wiederaufbau in viele wichtige Wirtschaftsbereiche des Landes involviert wurde und diese auch heute noch dominiert. „Sie kontrollieren alle Wirtschaftsbereiche. Man muss da

Kontakte haben, um an Arbeit zu kommen. Klar, vielleicht wird durch die Touristen mehr gebaut. Aber um da arbeiten zu können, muss man jemanden kennen.“

Wir fahren im Dunkeln durch die 15 Millionen Metropole und kommen um kurz vor 6 Uhr am Hostel an, ein dreistöckiges kleines Backsteinhaus in einer schmalen Seitengasse in der Nähe des Künstlerparks. Nicht weit von der ehemaligen US-Botschaft entfernt. Im Hostel gibt es kleine Privatzimmer und zwei Gemeinschaftsräume, getrennt für Frauen und Männer im obersten Stock. Da stelle ich meinen Rucksack ab, neben einem der sechs Frauen-Betten. Solche Unterkünfte für ausländische Backpacker gibt es erst seit einigen Jahren in Teheran und anderen großen Städten. Auf der neuen Internetseite „Hostels in Iran“ werden Übernachtungsmöglichkeiten in 14 Städten aufgelistet. Die Besonderheit an diesem erst drei Wochen alten Hostel: Es wurde durch eine Facebook-Gruppe gegründet. See you in Iran hat aktuell mehr als 100.000 Mitglieder. Darunter sind Iranerinnen und Iraner, sowie Menschen aus aller Welt, die das Land bereisen wollen. Sie tauschen sich über Sehenswürdigkeiten aus, fragen nach Reiserouten oder posten einfach nur Fotos von sich in verschiedenen Ecken des Landes. Manche teilen politische Artikel, dann wird oft diskutiert, ob das der richtige Rahmen ist. Offenbar wollen einige den Iran nur als exotisches Urlaubsland wahrnehmen. „Immer wieder wird auch gefragt, wo man in Teheran übernachten kann. Das hat uns auf die Idee gebracht, diesen Ort der Begegnung zu schaffen“, erzählt Navid, 27, beim Frühstück. Er hat die Facebook-Gruppe im August 2015 gegründet, weil er im Politik-Studium in den USA immer wieder erstaunt gefragt wurde, ob man überhaupt in den Iran reisen kann. „Es geht uns darum, ein authentisches Bild unseres Landes zu zeigen, gegen Iranophobie, und wir wollen neue Verbindungen kreieren, in einer Art Kulturhaus.“ Dafür hat Navid die Promotion in Politischer Theorie in Kalifornien unterbrochen und viele Mitstreiter gefunden. Im Leitungsteam ist noch eine „Rückkehrerin“ aus den USA. Ich kannte bisher nur das umgekehrte Model, den brain drain. 50.000 bis 180.000 junge Iraner verlassen jedes Jahr das Land, um im Ausland weiter zu studieren und dort auch zu bleiben. Hier kommen einige freiwillig zurück. Der Kern von See you in Iran ist groß, an die 50 Leute, nicht alle leben auch im Iran. Ein Teil hat das 60 Jahre alte Haus mitrenoviert, andere helfen bei der Finanzierung, bei der Social Media Strategie oder stehen für eine Schicht am Empfang. Herzstück ist das kleine Café Kojeen im Erdgeschoss. Türkise Fenster, beige verputzte Wände, schlichte Möbel mit orientalischen Mustern auf den Kissen. An einer Backsteinwand hängen vorher-nachher-Fotos von der Renovierung. In diesem gemütlichen, wohnzimmerartigen Raum kommen abends junge Iraner und ausländische Reisende zusammen. „Ich finde die Atmosphäre so herz-

lich. Hier gibt es die besten Tipps, und nachher gehen wir mit einer der Iranerinnen zusammen zu einer 80er Jahre Hausparty“, lacht die Holländerin Nadia. Sie ist mit einer Freundin zum ersten Mal im Iran. Sie haben auch über Couchsurfing Kontakt zu jungen Leuten in Teheran gesucht. Eine Möglichkeit, die spätestens seit Stefan Orths Buch „Couchsurfing im Iran“ viele Touristen nutzen. „Wir haben gestern Abend eine junge Iranerin getroffen. Sie ist Mathematik-Studentin und will gerne nach Europa kommen. Während ihre Mutter für uns gekocht hat, haben wir über das System an holländischen Universitäten erzählt.“ Der Austausch mit Couchsurfern läuft bei den sogenannten Individual-Touristen sehr gut. Über 100.000 potentielle iranische Gastgeber sind dort angemeldet, es gibt 300 lokale Gruppen. Auch wenn in der Islamischen Republik das Internet nicht immer schnell ist und für manche Seiten Sperren umgangen werden müssen, sind Soziale Netzwerke unter Iranern sehr beliebt. Nicht nur bei den jungen. Über Generationen hinweg tauschen sich viele über Messenger wie Telegram aus. Facebook wird eigentlich geblockt vom Regime, die Facebook Tochter Instagram aber nicht. Eine der neuesten Apps in Teheran heißt Snapp. Damit kann man eine Mitfahrt in der Stadt finden, die günstiger als ein Taxi ist, quasi die iranische Uber-Kopie. Wenn es geht, nutzen Iraner auch das Original – über tripadvisor werden Restaurants und Cafés bewertet, wie in anderen Metropolen der Welt. Weil sie auch im Hostel immer wieder nach Ausflugstipps gefragt werden, planen abends im Café fünf Unterstützer ein neues Angebot. „Wir wollen bald mit kostenlosen hangouts starten. Kleine Spaziergänge zu Sehenswürdigkeiten in der Stadt. Mal Galerien und Museen, dann vielleicht eine Tour zum Basar und dem Golestan-Palast. Irgendwann vielleicht sogar ins Umland“, leitet Reza das Treffen ein. Der Architekt Mitte 30 hat vorher in Indien studiert und gearbeitet. „Eine Hälfte Iraner, die andere Hälfte Ausländer, damit es auch einen Austausch gibt“, fügt Studentin Samira hinzu. Viele junge Iraner möchten gerne ihr Englisch verbessern, aber das darf dann auch nicht überhand nehmen. Außerdem geht es der Gruppe darum, den Umsatz im Café zu steigern. „Treff- und Endpunkt ist immer hier. Vielleicht bleiben dann einige noch für Kaffee, Tee, oder was zu essen“, überlegt Reza. Angeboten werden hier nur vegetarische Gerichte. Noch verdienen nicht alle, die im Hostel arbeiten und Ideen beisteuern, auch Geld damit. „Wir haben alle noch andere Projekte nebenher und finanzieren das quer“, erzählt mir Reza später rauchend im Garten. Wir stehen an einem leeren kleinen Schwimmbecken, in dem noch Baumaterial und Werkzeuge gelagert werden, weil nicht alle Reparaturen fertig sind. Durch die Fenster dringt leise Musik, im Café spielen drei junge Musiker auf klassischen Instrumenten, einer singt. „Wir diskutieren momentan, wie wir das Hostel zusammen organisieren können, vielleicht ja als eine Art Ge-

nossenschaft.“ Ich frage mich mit Blick auf die hohe Jugendarbeitslosigkeit – offiziell 26 Prozent, tatsächlich aber viel mehr – ob das auch eine Motivation für das Projekt ist. „Wir sind nach drei Wochen schon jeden Tag fast ausgebucht, bei dem Andrang könnten wir ein zweites Hostel in der Stadt aufmachen. Aber darum geht es uns nicht. Wir wollen neue Formen der Zusammenarbeit ausprobieren, aber alles im Rahmen unserer Möglichkeiten“, versucht mir Reza das Konzept zu erklären. Dabei ist ihnen bewusst, dass sie auch genau beobachtet werden, wie die Facebook-Seite See you in Iran sicher auch für den Geheimdienst von Interesse ist. Deshalb ist es der Gruppe wichtig, dass alles ordnungsgemäß abläuft. Die Türen sind auch nicht offen für jeden, Gäste müssen anklingeln. So behalten sie auch die Kontrolle, welche Iraner dazu kommen können. Meist sind es Freunde und Bekannte, doch der Kreis wird immer größer.

In meinem Zimmer übernachten die Holländerin Anna, 23, und die Deutsch-Iranerin Nina, 32. Anna will nach dem BWL-Bachelor in Maastricht allein Richtung Asien reisen. Nina macht eigentlich Marketing in München, wohnt aber seit drei Monaten in Teheran, um im Sprachkurs Farsi zu lernen, was der iranische Vater versäumt hat ihr beizubringen. Den Umzug in eine neue Wohnung überbrückt sie im Hostel. Die beiden sind die perfekte Mischung zum Einstieg in meine Recherchereise. Für Anna ist alles neu, und Nina kennt sich aus. Sie nimmt uns mit in ein Café zwei Straßen weiter und erzählt dabei über ihre Kurztrips im Iran. „Bei Couchsurfing würde ich aufpassen, da ist es mit der iranischen Gastfreundschaft bei manchen schon vorbei. Ich war mit zwei Freunden auf der Insel Qeshm bei einem Paar. Beide Reiseleiter, und die wollten am Ende von uns Geld für die gemeinsamen Ausflüge haben.“ Eine Ausnahme, Nina hat überwiegend gute Erfahrungen beim Reisen gesammelt. „Was ich nur langsam nicht mehr hören kann: ‚Was denkst du über den Iran?‘ Das will hier jeder von Ausländern wissen. Die haben irgendwie Komplexe, dass alle Welt nur schlecht über ihr Land denkt. Dann wollen sie natürlich hören, wie schön alles ist.“ Es ist Freitag, der iranische Sonntag, und im Café angekommen sitzen viele Jugendliche und Studenten an den kleinen Tischen und rauchen. Ein angrenzender Raum ist abgedunkelt, fünf Stuhlreihen sind voll, Charlie Chaplins „Moderne Zeiten“ wird an die Wand projiziert. Als der Film zu Ende ist, spricht der Veranstalter noch kurz über Chaplins Werk. An den anderen Tischen wird Kaffee getrunken, oder Pasta und Sandwiches gegessen. Diese westliche Café-Kultur begegnet mir die nächsten Tage mehrfach in Teheran. Anna ist überrascht: „Als ich meinen Freunden und der Familie erzählt habe, dass ich meine Asien-Reise im Iran starte, haben sich alle Sorgen gemacht.“ Zur Beruhigung schickt sie ihnen ein Foto in die WhatsApp-Gruppe. „Auf Dauer gehen die Café-Besuche aber auch ins Geld“, Nina rechnet uns vor, ein

Milchkaffee kostet drei Euro. Anna überlegt angestrengt, ob sie unter diesen Umständen genug Bargeld für die Reise mitgenommen hat, es gibt ja keine Möglichkeit für Touristen, Geld von der Bank abzuheben. „Mach dir keine Sorgen, das ist nicht überall so teuer“, beruhigt Nina. „Der Kaffee kommt aus Italien und wir können hier rauchen, das hat halt alles seinen Preis.“ Ich schaue mich noch einmal im Café um und frage mich, wie sich das die anderen hier leisten können. Abends, als ich mit Nina zusammen in einem Snapp-Auto unterwegs bin, frage ich den Fahrer. Er arbeitet als Schaufensterdekorateur und nimmt nach der Arbeit Leute mit, um noch ein bisschen Geld zu verdienen. „Es gibt jetzt eben immer mehr von diesen Freiräumen in der Stadt, aber sie sind teuer. Wenn ich ungestört Zeit mit meiner Freundin verbringen will, bleibt mir nichts anderes übrig. Aber wir können nicht so oft ausgehen. Viele bestellen auch nur ein Getränk und sitzen dann stundenlang davor.“

Im Auto erfährt man mehr über die Menschen, in der Metro gibt es mehr zu gucken. Anna und ich fahren nach dem kleinen Koffein-Schub zu einer besonderen Brücke der Stadt. Wir stehen in dem dichtgedrängten Frauenabteil und erleben unerwartet einen Untergrund-Bazar. Fliegende Händlerinnen bieten von Schminke, über Putzmittel bis hin zu Unterhosen und neonfarbenen BHs alles Mögliche lautstark an: „Meine lieben Freundinnen, nur heute gibt es noch dieses Angebot...“ – „Habt ihr sowas Schönes schon gesehen?“ – „Lasst euch das Schnäppchen nicht entgehen!“ – Ich übersetze für Anna, sie wird von allen angestarrt. Mit 1,85 Meter hebt sie sich körperlich von der Masse kleiner iranischer Frauen ab, dann noch dunkelblonde Haare und ein knallroter Mantel. Auf der längsten Fußgängerbrücke Tehrans geht es weiter, Anna hat die volle Aufmerksamkeit: „Hello!“ – „How are you?“ – „Welcome to Iran!“ – Am Anfang lächelt sie noch jedes Mal und winkt zurück, am Ende des Ausflugs ist sie genervt. Erstmal zur Brücke: Die Pole Tabiat wurde 2014 fertig gebaut. Dass sie übersetzt „Natur-Brücke“ heißt, obwohl sie 270 Meter über eine dicht befahrene Autobahn führt, wirkt erst einmal seltsam. Aber sie verbindet zwei Parks miteinander, und das mit einer besonderen Stahlstreben-Konstruktion, auf sehr einladende Weise. Sie hat drei breite Ebenen, die über schräge Auf- und Abgänge miteinander verbunden sind. Im unteren Bereich gibt es Cafés und Restaurants, auf den Gängen darüber viele Bänke und Aussichtspunkte, um entweder Richtung Norden auf die schneebedeckten Berge zu schauen, oder südlich auf die Skyline der Stadt. Entworfen wurde das Ganze von der damals 26-jährigen Architektin Leila Araghian, was man in der sonst von alten Männern dominierten iranischen Gesellschaft nicht unbedingt erwarten würde. Weil am Freitag alle frei haben, sind viele Familien auf der Pole Tabiat unterwegs, aber auch junge Männer, die Anna besonders nachschauen. Nicht nur hier,

sondern im ganzen Land, beschränkt sich der Kontakt der Iraner zu westlichen Touristen durch die fehlenden Sprachkenntnisse auf ein Lächeln, auf euphorisches Winken oder eben auf den kurzen Ausruf „Hello Khareji!“ – Hallo Ausländer! „Es ist schön, so freundlich begrüßt zu werden. Aber wenn wir uns nicht mehr sagen können, ist das schade“, überlegt Anna. Ich frage sie, warum sie in den Iran reisen wollte. „Da gibt es eine Moschee in Shiraz, mit beeindruckend bunten Fenstern. Von der habe ich vor ein paar Jahren Fotos im Netz gesehen, seitdem wollte ich dahin. Außerdem hatte ich Lust auf Abenteuer, was Ungewöhnliches. Und der Flug war unglaublich günstig, um von hier aus nach Malaysia weiter zu fliegen.“ Die 23-Jährige macht Fotos von den Bergen – „für Instagram und für meinen Reise-Blog“. Solche Einträge im Netz werden bestimmt die nächsten Touristen locken.

Am Abend bleibt Anna im Hostel, die Leitungsgruppe tagt im hinteren Teil des Cafés, projiziert Grafiken an die Wand und diskutiert neue Ideen. Ich fahre mit Nina zu einem kleinen Theater, das auch von jungen Teheranern betrieben wird und nach zwei Jahren leider wegen geringer Einnahmen schließen muss. In Teheran entsteht in hohem Tempo Neues, und muss manchmal offenbar genauso schnell wieder beendet werden. Nina stellt mir einen Freund vor, der Theater studiert hat und jetzt kleine Festivals managt. „Ihr seht gleich eine kurze Aufführung im Mikro-Theater-Stil. Auf der Bühne sind keine Schauspieler, sondern Puppen auf einem Tisch, und Kameras projizieren das Bild dann auf eine Leinwand dahinter“, beschreibt Sahin, 31, wilde Locken. Mit dieser Technik kann eine Geschichte mit wenig Aufwand erzählt werden, erklärt er, und manche kritischen Themen lassen sich so besser verpacken. Wir stehen zusammen mit einem jungen Regisseur, glattrasierter Kopf und Hornbrille, der die anstehende Schließung sehr bedauert. „Dieses Keller-Theater war so besonders, weil es immer Monate im Voraus einen Spielplan gab. Jede Aufführung muss im Iran vom Kulturministerium genehmigt werden, deshalb erfährt man normalerweise immer nur kurzfristig, wo etwas inszeniert wird.“ Hier konnten die Theater-Macher langfristig planen. Neben ihm steht eine Autorin, der blonde Pony schaut aus dem Kopftuch. Sie schreibt gerade an einem Stück für eine Kooperation mit einem polnischen Theater. Es geht um die wahre Geschichte des Braunbären Wojtek aus Hamadan. Im zweiten Weltkrieg kam er in die Obhut von polnischen Flüchtlingen, die zu Tausenden in den Iran getrieben wurden. Polnische Artilleriesoldaten nahmen Wojtek mit auf ihren Feldzug zurück nach Europa. Er wurde nicht nur zum Maskottchen, sondern half auch bei der Munitionsversorgung und ist in Polen eine kleine Legende. „Es ist eine besondere Migrationsgeschichte“, erzählt die Autorin. „Wir wollen mit dem Stück die Polen daran erinnern, dass ihr Volk auch schon fliehen musste. Die konservative Regierung scheint das vergessen zu haben“, lächelt die

40-Jährige. Dieses Vermitteln von Empathie als Aufgabe der Kultur ist zehn Tage später auch Thema bei der Oscar-Rede des iranischen Regisseurs Asghar Farhadi. Er gewinnt für „The Salesman“ seinen zweiten Oscar, bleibt aber aus Protest zu Trumps Einreisebeschränkung für sieben muslimische Länder der Verleihung fern. Seine Rede wird von Anousheh Ansari verlesen, eine in den USA lebende Iranerin, die 2006 als erste Weltraumtouristin auf der Internationalen Raumstation war, überhaupt die erste iranische Frau im Weltall. „Die Welt in ‚wir‘ und ‚unsere Feinde‘ zu teilen, schafft Angst. Eine trügerische Rechtfertigung für Aggression und Krieg. Diese Kriege verhindern Demokratie und Menschenrechte in Ländern, die selbst Opfer von Aggression sind.“ Farhadi erinnert daran, dass Filmschaffende Vorurteile gegen Nationen und Religionen aufbrechen – „Sie schaffen Empathie zwischen uns und den anderen. Eine Empathie, die wir heute mehr denn je brauchen.“ Im Iran wird diese Rede sehr gefeiert, selbst vom Regime, auch wenn Farhadi die Hardliner in ihren Reihen offen kritisiert. In den ersten Tagen in Teheran erlebe ich eine vibrierende Kultur-Szene in Galerien, Kinos oder im Museum, die es mir schwer fallen lassen, mich in der Recherche nur auf den Tourismus zu beschränken. Die eigentlich für Berlin geplante Ausstellung von lange verschlossenen Werken aus der Farah-Diba-Sammlung des Teheraner Museums für Angewandte Kunst wird hier plötzlich im März gezeigt. Die politischen Verwerfungen mit der Museumsleitung, die zur Absage der Ausstellung führten, scheinen wie ein Rückschritt bei der Öffnung zum Westen. Doch dann wird die Ausstellung an ihrem Ursprungsort der iranischen Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Natürlich mit demonstrativer Absicht. Grundsätzlich scheint die Entwicklung der iranischen Kultur-Szene von einem willkürlichen Vor und Zurück bestimmt zu sein. Kulturschaffende testen die Grenzen der Machbarkeit aus und trauen sich einiges, wenn sie wie Asghar Farhadi im Rampenlicht stehen. Wobei das nicht immer schützt, wie der Fall des Regisseurs Jafar Panahi zeigt, der inhaftiert und mit Berufsverbot belegt wurde. Dass er trotzdem weiter arbeitet und 2015 auf der Berlinale für „Taxi Teheran“ – ein Film, der aus dem Iran geschmuggelt werden musste – den Goldenen Bären gewann, spricht für die vielen Iraner gemeine kreative Auflehnung gegen Obrigkeiten. Manchmal müssen iranische Künstler dennoch weichen. Nicht nur der Zensur, sondern auch weil die Finanzierung von Kunst, wie überall auf der Welt, schwierig ist. Beim Mikro-Theaterstück sitzen 12 Zuschauer im Publikum.

5. Dizin – Skifahren in den Bergen der Hauptstadt

„Komm doch mit zum Ski-Fahren.“ Benjamin, 23, aus England plant abends im Hostel-Café einen Ausflug in die Berge von Teheran. Er studiert Orientalistik und ist für ein Auslandssemester in Mashhad. Jetzt reist er für eine Woche mit seinem zu Besuch angereisten Freund Ben, 22, Student aus Leipzig. Sie haben sich mit einem Holländer zusammengetan, Tom, 27, gerade mit einem Auslandssemester in Indien fertig geworden und über Land auf dem Weg zurück nach Groningen. Wir vier kennen uns erst seit zwei Tagen von flüchtigen Gesprächen, aber ihre spontane Idee, die sie beim gemeinsamen Lonely Planet-Blättern haben, gefällt mir. Auch wenn ich vor 12 Jahren das letzte Mal auf Skiern stand. Mich reizt, dass das 120 Kilometer nördlich gelegene Skigebiet Dizin zu den bedeutendsten des Landes gehört. Ich will wissen, wie diese Freizeitgestaltung aussieht und wer sich das leisten kann. „Skier und die Kleidung können wir uns alles da ausleihen“, liest Ben vor und die Entscheidung ist gefallen.

Am nächsten Morgen fahren wir um 7 Uhr los, erst mit der Metro bis zur angrenzenden Stadt Karaj. Es ist die preisgünstige Backpacker-Variante, erst da ein Taxi zu nehmen. Der Fahrer hat eigentlich lange im Basar gearbeitet, bei einem Großhändler für Schuhe. „Die Geschäfte laufen leider schlecht, und das sogar jetzt vor Novrouz“, er spricht vom persischen Neujahrsfest, zu dem sich Iraner traditionell neu einkleiden. „Die Leute haben kein Geld, um was zu kaufen.“ Er erzählt von einem anderen Basar-Händler, der 15 Angestellte hatte. „Jetzt fährt er mit dem Motorrad Pakete aus. Da habe ich mit dem Taxi fast schon Glück gehabt.“ Das Atomabkommen und der Wegfall der Sanktionen, das hätte bei den einfachen Leuten nichts bewirkt, die Wirtschaftslage werde einfach nicht besser. Mir ist auch beim Einkaufen aufgefallen, wie hoch die Preise für Obst und Fleisch sind. Manches ist fast so teuer wie in Deutschland, obwohl hier die Gehälter viel niedriger sind. Langsam kurven wir von der Stadt in das schneebedeckte Elburs-Gebirge, raus aus der Smogwolke wird der blaue, wolkenfreie Himmel immer klarer. Als wir nach einem Stausee an der Abzweigung vorbei kommen, zeigt der Fahrer nach rechts. „Da biege ich immer ab, wenn ich auf dem Weg nach Ardabil im Norden bin.“ Neben der Wohnung in Teheran hat er auch ein Haus in der Heimatstadt. „So schlecht kann es da ja nicht laufen“, meint Benjamin später, der durch das Studium in Mashhad schon sehr gut Farsi spricht.

In Dizin, auf fast 3.600 Metern Höhe angekommen, summieren sich die Kosten für Ski-Pass, Ausrüstung und Kleidung auf etwas mehr als 25 Euro pro Person. Benjamin zahlt noch einmal 30 Euro für zwei Stunden Anfängerkurs mit einem privaten Ski-Lehrer. „Ich arbeite eigentlich in Teheran

bei der Polizei. An freien Tagen komme ich her, um noch etwas Geld zu verdienen“, erzählt der sportliche Mittdreißiger, der in Dizin aufgewachsen ist. Mehrere Jobs zu haben ist im Iran nichts Ungewöhnliches. Ich leihe meine Skier in der Frauenabteilung eines Ski-Clubs aus. Eine der Lehrerinnen erzählt von den ausländischen Besuchern. „Es gibt eine Französin, die kommt seit vier Jahren immer zu uns. Einige Europäer wissen unsere Pisten zu schätzen. Hier fährt es sich genauso gut wie in Österreich oder der Schweiz.“ Dabei um einiges günstiger. Weil wir innerhalb der Woche da sind, ist die Piste frei. „Am Wochenende wird es hier schon sehr voll. Heute habe ich aber nur eine junge Teheranerin da, die für Privatunterricht gekommen ist“, die Ski-Lehrerin zeigt herüber zu einer modisch gekleideten Frau, die am Ausgang in der Sonne sitzt. Tom hat sich ein Snowboard ausgeliehen und brettert mehrere Pisten ab, während Benjamin am Anfängershügel übt. Ben und ich versuchen es mit der ersten Piste, die leicht sein soll. Farbliche Zuteilungen zum Schwierigkeitsgrad gibt es hier nicht, deshalb kommt eine steile Stelle auf unserer Abfahrt sehr unerwartet. Weil wir beide aus der Übung sind, brauchen wir etwas länger. Nach zwei Stunden treffen wir uns alle vier wieder an einer höher gelegenen Imbiss-Bude mit Blick über die weiß glänzenden Bergspitzen. Es gibt Pizza und mit Käse überbackene Pommes, dazu alkoholfreies Malzbier, beim Bestellen entdecke ich noch einen Touristen aus Russland. „Der Schnee ist wunderbar, nicht zu weich, nicht zu fest“, schwärmt Tom, der von uns allen am meisten herumgekommen ist. „Der Ausblick von der obersten Piste ist auch cool. Hat sich gelohnt.“ Benjamin erzählt von seinem Ski-Lehrer, der neben dem Unterricht mit lauter Frauengeschichten geprahlt hat, ohne dabei zu bemerken, dass Benjamin mit seinem Freund im Urlaub ist. „Aber er ist ein guter Lehrer, ich bin die Piste auch einmal langsam abgefahren.“

Die drei bleiben die Nacht in einem neuen Hostel in Dizin, ich fahre mit dem Sammeltaxi wieder zurück nach Teheran. „Es kommen doch kaum Leute her, seit sie die Preise für die Ski-Pässe erhöht haben“, beschwert sich der Fahrer laut. Er unterrichtet seit über 30 Jahren in dem Skigebiet, lebt aber in Karaj und nimmt morgens und abends immer Leute im Auto mit. Ich sitze vorne, hinter uns zwei Afghanen, die in einem der Imbisse in der Küche arbeiten. „Vor einem Jahr hat der Sepah die Pisten für sich entdeckt und das Ganze hier in seinen Besitz genommen. Die verlangen jetzt mehr Eintritt, aber davon haben die Mitarbeiter nichts“, erzählt der fast 60 Jahre alte Fahrer. Die Afghanen verdienen noch weniger, umgerechnet ein paar Euro am Tag. Einer von ihnen muss immer wieder kurz husten, sie schlafen nachts auch in einem der Räume des Lokals an der Piste. „Wir drehen die Heizung auf“, antwortet er auf meine Frage, ob es nicht sehr kalt ist. Laut Human Rights Watch lebten 2013 neben den über 800.000 registrierten Af-

ghanen noch 1,4 bis 2 Millionen illegal im Iran. Sie werden oft diskriminiert und müssen als Tagelöhner schwere und unbeliebte Arbeiten erledigen. Auf der Fahrt fragen sie mich, wie es mit den Afghanen ist, die in den letzten Jahren nach Deutschland gekommen sind. „Kann man da schnell Arbeit finden?“, will der mit dem Reizhusten von mir wissen, während zur gleichen Zeit die deutsche Politik wieder einmal über Abschiebungen in das sichere Herkunftsland Afghanistan diskutiert.

6. Mashhad – Bauboom in der schiitischen Pilgerstadt

„Es ist die beste Zugstrecke des Landes“, erklärt mir die junge Angestellte im Reisebüro in Teheran, weil sie meinen irritierten Blick bemerkt. So viele Abfahrtszeiten und verschiedene Zugtypen hatte ich nicht erwartet. Ich will über Nacht fahren und statt einer luxuriösen Variante mit Abendessen und Frühstück entscheide ich mich für einen einfachen Schlafwagen, Vierer-Frauenabteil. Pünktlich um 23:00 Uhr fährt der Zug vom Hauptbahnhof im Süden der Stadt ab. Ich sitze zusammen mit einer jungen, schweigsamen Studentin Mitte 20, einer zweifachen Mutter mit blondierten Haaren Anfang 30 und einer hageren, sehr gesprächigen wie auch tiefgläubigen Frau um die 60 Jahre. Im Abteil sind links und rechts zwei Sitze, dazwischen jeweils ein Tisch, den man hochklappen kann. Dann werden aus den unteren Sitzreihen zwei Betten, und zwei weitere Liegen lassen sich andert-halb Meter darüber an den Wänden ausklappen. Bequemer als es aussieht, merke ich später, als ich oben liege. Die Frauen tauschen sich länger über religiöse Fragen aus. Ein kleiner Vorgeschmack auf Mashhad, für Schiiten der heiligste Ort im Iran. Die Fahrt in den Nord-Osten des Landes Richtung Turkmenistan und Afghanistan wird in der Nacht und am Morgen kurz unterbrochen, in den Gebetszeiten. Die ältere Frau geht dann raus, um in einer Moschee zu beten, die an der Zugstrecke liegt. Nach elf Stunden kommen wir in Mashhad an, die zweitgrößte Stadt des Landes. 2,8 Millionen Menschen leben hier, und jedes Jahr kommen 27 Millionen schiitische Pilger zum Imam-Reza Heiligtum. Ein Schrein, gewidmet dem achten Imam Reza, der hier 818 einen Märtyrertod starb. Der Name Mashhad bedeutet dementsprechend „Stätte des Märtyrers“.

Bevor ich zum heiligen Bezirk im Stadtzentrum gehe, fahre ich zum Hostel in der Nähe, das mir andere Reisende in Teheran empfohlen haben. Ein Teppichhändler, Anfang 60, hat vor elf Jahren angefangen, Backpackern und Individual-Touristen Zimmer in seinem Haus zu vermieten. Mittlerweile stehen acht Betten im Keller, der komplett mit Teppichen ausgelegt und behangen ist. Für eine Nacht bin ich dort mit einer Japanerin untergebracht.

Der freundlich grinsende Hostel-Betreiber erklärt mir abends beim Essen auf die Frage, wann er zum ersten Mal Kontakt zu Touristen hatte, dass es vor der Islamischen Revolution angefangen hat. „Ich war 16 und habe hier in Mashhad einen Australier und seine Freunde auf der Straße getroffen. Die waren mit einem Bulli unterwegs nach Afghanistan. Wir haben uns mit Händen und Füßen unterhalten. Danach habe ich immer wieder Hippies aus Europa, Neuseeland oder Australien angesprochen und dadurch langsam ein bisschen Englisch gelernt. Und dann hatte ich noch ein paar ausländische Freundinnen.“ Seine Frau sitzt mit uns am Tisch, sie hat eine traditionelle Suppe gekocht. Über den letzten Teil seiner Geschichte ist sie nicht so begeistert. „Wir sind mit der Familie auch zwei Jahre nach Deutschland gezogen, und haben danach in London gewohnt. Da wurde sein Englisch immer besser“, ergänzt sie, bevor ihr kommunikationsfreudiger Mann weiter erzählt. „Zurück im Iran haben wir dann angefangen, Touristen bei uns im Haus unterzubringen. Erst in den Zimmern oben, jetzt immer mehr wie ein kleiner Schlafsaal unten. Im Sommer sitzen manchmal bis zu 12 Leute aus aller Welt draußen auf unserer kleinen Terrasse. Darunter sind oft Motorrad- oder Fahrradfahrer, die lieben die abwechslungsreiche Natur hier. Ich begleite sie dann gerne bei Touren in der Umgebung.“ Neben den zehn US-Dollar für Unterkunft, und weiteren zehn Dollar für drei Mahlzeiten, sind die Touren noch eine Einnahmequelle für ihn. Sein Sohn fährt Taxi, die Tochter arbeitet in einem Reisebüro und hilft den Touristen, wenn sie Tickets für Züge, Busse oder Flüge buchen wollen. Ein richtiges kleines Familienunternehmen, denn seine Frau kocht für die Gäste oder kocht manchmal mit an der persischen Küche Interessierten zusammen. Sie erzählen ihre Geschichte in einer Mischung aus Farsi und Englisch, damit der zweite Gast am Tisch, eine Japanerin aus Tokio, auch folgen kann. Tsubasa, 35, PR-Texterin, die seit 14 Jahren nach einem prägenden Syrien-Besuch immer wieder mit großer Begeisterung den Nahen Osten bereist, und das oftmals alleine. Ihr Englisch ist etwas unverständlich, aber sie übersetzt schnell mit dem Smartphone einzelne Worte ins Persische. Außerdem hat sie ein kleines Fotoalbum in Postkartengröße, mit ein paar Bildern ihrer Familie, um schnell mit Einheimischen ins Gespräch zu kommen. Aufnahmen von Familienfeiern, sie gemeinsam mit ihren Eltern und der Schwester, und als Highlight Tsubasa in traditionellem japanischem Hochzeitsgewand, gemeinsam mit ihrem Mann. „Wir haben vor einem Jahr geheiratet“, lächelt sie die iranischen Gastgeber an. Die Fotos zeigen ihre Wirkung, das Paar blättert und stellt Fragen. „Zu uns kommen oft Japaner, weil unsere Adresse wohl in einigen japanischen Reise-Blogs steht“, erzählt der Teppichhändler nebenher. „Sie sind auch oft an meinen Teppichen interessiert. Wenn sie einen kaufen, schicke ich den per Post. Die meisten zahlen nicht hier, sondern wenn

sie wieder zu Hause sind, per PayPal.“ Auf diesem Weg konnte der Händler trotz der Sanktionen Geschäfte machen. Ich kann mir erst nicht vorstellen, dass dieses auf Vertrauen basierte System wirklich so gut funktionieren soll. Aber am nächsten Tag kauft Tsubasa tatsächlich einen Teppich und lässt ihn nach Tokio schicken. „Ich hatte darüber im Netz gelesen. Deshalb wollte ich auch unbedingt hier übernachten“, erklärt sie mir vorher, während sie ihrem Mann Fotos verschiedener Teppiche mailt, damit er mit auswählen kann. Es ist der Anfang ihrer zweiwöchigen Rundreise und das erste Ziel, ein echter Perserteppich, ist schon erreicht. Aber bevor ich Tsubasa abends kennenlernen und mehr über das kleine Tourismus-Unternehmen des Teppichhändlers erfahre, mache ich mich mittags alleine auf den Weg zum Schrein des Imam Reza.

Ich verliere schnell die Orientierung, und das passiert nicht oft. Das Gelände um das wichtigste Heiligtum der Schiiten im Iran wurde mit den Jahren, vor allem seit der Islamischen Revolution, immer weiter ausgebaut und hat mittlerweile einen Durchmesser von einem Kilometer. Nach Taschenkontrollen an einem der vier Haupteingänge laufe ich in einen großen Innenhof mit Wasserbecken in der Mitte. Die Kacheln an den Portalen sind verziert mit floralen Ornamenten und Koran-Versen in den Farben dunkelblau, türkis, weiß und gelb-gold. Verschiedene administrative Gebäude grenzen aneinander, immer wieder mit großen Innenhöfen dazwischen, die auch Moscheen und Koranschulen verbinden, an einer anderen Seite sind Museen und Bibliotheken. Es ist eine Welt für sich, und ich laufe mit tausenden Menschen durch die Höfe und durch große Gebetsräume, deren Wände mit edlen Spiegelmosaiken und Fayencen in gold, blau und türkis sehr aufwändig dekoriert sind, große Kronleuchter hängen von den ebenfalls verzierten Decken und die Marmorböden sind mit feinen Teppichen ausgelegt. Dass Mashhad neben der muslimischen Gelehrtenstadt Qom eines der religiös, wie auch politisch wichtigsten Zentren der Islamischen Republik ist, zeigt sich an den großen Investitionen, die hier gemacht werden. Kein Raum, kein Hof ist schlicht gehalten. In Stand gehalten wird hier alles von einer der ältesten Stiftungen des Landes, dem Astan-e Quds-e Razavi, übersetzt „Stiftung des heiligen Bezirks des Imam Reza“. Die Stiftung ist wie ein kleines Wirtschaftsimperium und besitzt in Mashhad nicht nur die Grundstücke des Heiligtums, sondern an die 1.200 Produktions-, Handels- und Dienstleistungsgesellschaften, darunter Fabriken, Bauunternehmen, religiöse Dienstleistungsbetriebe, die beiden Universitäten der Stadt und Sozialdienste. Dabei ist die Hauptaufgabe das Unterhalten und Reinigen des heiligen Bezirks.

Mein Tempo ist langsamer – nicht nur, weil ich verwirrt nach dem Schrein suche, sondern auch, weil es ungewohnt ist, einen traditionellen Chador

über meinem Kopftuch und dem Mantel zu tragen. Eigentlich sollte der für Frauen hier vorgeschriebene schwarze Schleier bodenlang sein, aber die Leihgabe des Teppichhändlers ist etwas zu kurz für mich, und ich bin absolut ungeübt darin, den Stoff richtig zu halten. Auf mein verrutschtes Kopftuch werde ich mehrfach angesprochen, von Aufpasserinnen des Heiligtums, die mit grasgrünen Staubwedeln ausgestattet nicht für Sauberkeit sorgen, wie ich zunächst denke, sondern für Ordnung. „Ich habe lange darauf gewartet, dass ich diesen freiwilligen Dienst leisten kann“, erklärt mir eine von ihnen, Mitte 30. „Einmal die Woche für acht Stunden, mehr Einsätze gehen nicht, weil sich so viele hier für Imam Reza einsetzen wollen.“ Sie kommt aus Mashhad, aber andere Frauen und Männer kommen auch von weiter her. Die Arbeit wird als große Ehre gesehen, ich höre später auf der Reise von einer jungen Frau, die zwei Jahre darauf gewartet hat, um bei der Schuh-Annahmestelle an einer der Moscheen zu arbeiten. Der achte Imam Reza wird von vielen Iranern besonders geehrt, wie ich an der Grabkammer angekommen durch die emotionale Stimmung vor dem Zarih genannten, silber-goldenen Gitteraufbau spüren kann. In den Innenhöfen sind Familien noch zusammen, beim Zugang zum Schrein, der von einer goldenen Kuppel bedeckt wird, gibt es rechts und links vom ebenfalls goldenen Iwan-Torbogen separate Eingänge für Frauen und Männer. Ich gehe zwischen überwiegend in schwarz gehüllten Frauen. Viele halten stehend Korane in den Händen und beten, manche sitzen an den Seiten. Die Aufpasserinnen mit den grünen Wedeln passen auf, dass die Gänge frei bleiben. Der Raum ist so ausgeschmückt wie es nur geht. Polierter Marmorboden, an den Wänden Kacheln, wieder in türkis-blau und bemustert in weiß-gelb-grün. Darüber Mosaik aus kleinen Spiegelstücken, die jeden Winkel der Rundbögen und Kuppeln der Decke einnehmen und durch grüne Kornleuchter glänzen und funkeln. Es fühlt sich an wie im Inneren einer gigantischen orientalischen Discokugel. Je näher ich dem Zarih komme, desto dichtgedrängter stehen die Frauen, einige weinen, beten für ihre Angehörigen. „Zu Imam Reza kommen die meisten mit ihren ganz großen Problemen. Sie beten, dass er ihnen hilft, dass er Kranke gesund macht“, hatte mir eine religiöse Teheranerin vorher erklärt. Die Hausfrau, Ende 50, versucht jedes Jahr mindestens einmal hierher zu fahren. „Es gibt viele besondere Geschichten. Auf einer Reise habe ich von einem blinden Mann gehört, der zu Imam Reza in Mashhad gebetet hat, und danach konnte er tatsächlich wieder sehen. Das klingt jetzt vielleicht wie ein Märchen, aber wenn man die Menschen dort trifft, die selbst diese Erfahrungen gemacht haben, dann ist das anders.“ Ich muss an ihre Worte denken, als ich nur noch drei, vier Meter vor dem Gitter zum Schrein stehe. Hier beginnt ein dichtes Meer der schwarzen Schleier, alle Frauen wollen an den Zarih, wollen das Gitter für einige Sekunden be-

rühren, um dort zu beten oder auch Geldscheine hineinzuworfen. Um mich herum brechen Frauen in Tränen aus, murmeln Gebete vor sich hin, eine ruft theatralisch: „Ich kriege keine Luft mehr!“ Ich schwinde Hin und Her, kann meinen Chador kaum halten und werde deshalb wieder von einer Aufpasserin ermahnt. Sie steht an der Seite und hat eine gebogene, silberne drei-Meter-Stange als Verlängerung ihres grünen Wedels, der schwebt über der schwarzen Menge und tippt an meine Schulter. Ich will so nah wie möglich an das Gitter, aber ich kapituliere nach einer Viertelstunde. Stattdessen gehe ich in eine der angrenzenden Moscheen. Auf dem Weg ins Untergeschoss sehe ich an der Treppe, wie ein junger Mullah von einem dreiköpfigen Kamerateam gefilmt wird, offenbar für einen Imagefilm. Der Raum unten mit niedriger Decke und etwas schlichteren Wandverzierungen ist für Familien ein Rückzugsort, Kinder spielen auf den raumfüllenden Teppichen. In verschiedenen Ecken halten Frauen und Männer kleine Vorträge, sie geben Anweisungen zur Wahrung religiöser Sitten. Ich setze mich zu einem Halbkreis von etwa dreißig Frauen auf den Boden dazu. Es geht um die Verschleierung der Frau. „Wir ziehen uns doch alle gerne modisch an, einen engen Mantel, dann das Gesicht schminken. Wer von uns will nicht gerne schön sein? Aber Gott gibt uns die Anweisung, unsere Schönheit zu verdecken“, sagt die Frau Ende 30, die vor uns auf einem Stuhl thront. Dann vergleicht sie aufreizende Kleidung damit, als ob jemand vor einem eine Zigarette raucht und der Geruch einen belästigt. „Keiner hat das Recht jemand anderem in der Gesellschaft zu schaden. Ihr könnt euch zu Hause, im Privaten so schick anziehen, wie ihr wollt. Aber draußen müssen wir alle Rücksicht aufeinander nehmen und sittsam sein.“ Ich ziehe weiter, umkreise einmal das gesamte Heiligtum und höre das Abendgebet in einem der Innenhöfe. Neben mir ist eine für diesen Ort ungewohnt grell geschminkte Frau, pinker Lippenstift, die Augenbrauen sind hellbraune, breit tätowierte Streifen. Sie hält ihr Smartphone hoch, dann wieder ans Ohr, hat dabei Tränen in den Augen. „Hallo Liebes, ich bin in Mashhad, das Gebet hat gerade angefangen, hörst du? Ich wollte nur sagen, dass ich an euch denke und für Mahsud bete, sag ihm das bitte.“ Sie hat noch mehrere solcher Telefonate, und ich sehe, dass andere das auch machen. Sie versuchen die Energie Imam Rezas digital zu übertragen. Noch einmal kommen Smartphones auf dem Weg zum Ausgang zum Einsatz, als eine Gruppe pakistanischer Schiiten mit Gesängen auffällt. Die umstehenden Iraner beginnen, sie mit ihren Handys zu filmen, weil sie nicht nur singen, sondern auch rhythmisch ihre Arme in die Luft strecken und mit den Fäusten abwechselnd auf die Brust schlagen. „Ich verstehe kein Wort, aber die Religion verbindet uns“, meint ein junger Schüler, der die Pakistaner fast schon bewundernd anschaut.

Auf dem Weg zurück zum Teppich-Hostel laufe ich an großen Baukränen vorbei. An den Grenzen des Heiligtums wird kontinuierlich gebaut. Direkt daneben stehen mehrstöckige Hotels, Luxus-Bauten, wie ich sie in keiner anderen iranischen Stadt bisher gesehen habe. Deutliche Zeichen dafür, dass Mashhad als schiitische Pilgerstätte ungeschlagen die Touristenhochburg im Iran ist. Für die Umsätze hier spielen westliche Touristen kaum eine Rolle. Eine über 80-jährige Einheimische, die mittlerweile in Yazd lebt, erzählt mir, wie teuer die Stadt geworden ist. „Es gibt Hotels, da zahlt man vier Millionen Toman für eine Übernachtung“, das sind umgerechnet 1.000 Euro. „Wir übernachteten ja immer bei den Verwandten. Gestern wollte ich zu Fuß alleine zum Heiligtum. Aber es wird hier in Mashhad so viel Neues gebaut, ich habe die Straßen nicht mehr richtig erkannt. Ich musste sogar nach dem Weg fragen.“ Doch nicht alle Hotels sind so kostspielig. Weil ich einen Überblick über das Heiligtum bekommen will, um mich endlich besser orientieren zu können, gehe ich auf die Dachterrasse eines der angrenzenden Hotels. Leider versperrt ein großer rot-gelber Kran den Ausblick, aber ich komme mit Hotel-Gästen ins Gespräch. „Ich finde ja, es ist ein Fehler, dass um den Schrein herum so viel gebaut wird. Das sollten sie verbieten. Eine große freie Fläche wäre besser, damit man das Heiligtum von allen Seiten aus sehen kann“, eine Hausfrau und Mutter, Mitte 40, regt sich auf. Sie zahlt 150.000 Toman für eine Übernachtung, keine 40 Euro. „Das sieht hier von außen vielleicht so toll aus, aber die Zimmer sind klein, nichts Besonderes.“ Auf dem Heimweg laufe ich an anderen Hotels vorbei, die an luxuriösen Einkaufszentren angrenzen. Es gibt viele Vergnügungsangebote, wie ein Bowlingcenter. In dieser Stadt kommen Tradition und Moderne auf besondere Weise zusammen.

„Sie ist ein bisschen wie der Vatikan in Rom“, vergleicht der Teppich-Händler beim Abendessen die Stiftung Astan-e Quds-e Razavi. „Bestimmt gehören 90 Prozent von Mashhad ihnen, auch unser Haus. Wir zahlen ihnen Miete.“ Die Stiftung ist sehr wohlhabend und offenbart eine besondere Form der religiösen Machtdemonstration. Manchmal geht sie auch sehr weltlichem Verlangen nach. 1993 errichtete sie die erste Fabrik seit der Revolution zur Produktion von Coca-Cola. Das Getränk war lange als Symbol des „großen Satans“ USA verpönt. Die Fabrik ist im Norden Mashhads, in der Coca-Cola-Straße.

Am nächsten Tag gehe ich noch einmal zum Heiligtum, zusammen mit meiner japanischen Zimmernachbarin Tsubasa. Ich begleite sie zum internationalen Besucherzentrum, um zu sehen, wie der Pilgerort westlichen Touristen näher gebracht wird und wie sie ihn wahrnimmt. Tsubasa hat schon viele Länder im Nahen Osten bereist: Syrien, Libanon, Yemen, Jordanien und die Türkei. Überall hat sie gute Erfahrungen gemacht, auch wenn sie

immer allein unterwegs war. Sie scheint vom Islam fasziniert zu sein. „Ich wollte schon länger in den Iran. Es ist das erste schiitische Land, in das ich reise“, erzählt sie mir auf dem Weg zum Heiligtum. Sie hat schon im Hostel den schwarzen Chador übergezogen, ich hadere noch. Immerhin habe ich jetzt ein längeres Model mit Gummizug am Kopf, damit es leichter hält. „Der lange Schleier ist doch super. Damit fallen wir weniger als Touristen auf.“ Tsubasa bekommt ihren am Ende von der Frau des Teppichhändlers geschenkt, weil sie so euphorisch ist. Am Besucherzentrum bekommen wir eine englischsprachige Führerin – japanisch wäre prinzipiell auch möglich, dafür müssten wir nur länger warten. „Unser Team ist groß, wir übersetzen in über 20 Sprachen“, erklärt die Frau beim Gang über einen großen Innenhof. In den inneren Bereich zum Schrein haben Nicht-Muslime keinen Zugang, dafür bringt sie uns in eine kleine Bibliothek, im vorderen Bereich gibt es eine Ausstellung mit Fotografien und Malereien. „Es geht um den Krieg, den Saudi Arabien gegen den Yemen führt. Was sie der armen Bevölkerung antun, die vielen Toten, das Blutvergießen“, sagt unsere Übersetzerin ruhig und bringt uns dann weiter in einen Vorführraum, in dem zwei kurze Filme gezeigt werden. Erst mit Musik unterlegte, sehr moderne Luftaufnahmen vom Heiligtum, die mit einer Drohne gemacht wurden. Offenbar im Rahmen eines großen Festes, denn alle Innenhöfe sind mit Menschen gefüllt, eine überwiegend schwarze Masse, darüber leuchten große Lichterketten-Netze in grün, blau und rot. Im zweiten Film mit dem Titel Kingdom of hearts werden kurz Freiwillige porträtiert, die am Heiligtum arbeiten. Angefangen von einem alten Mann, der zweimal am Tag als Paukenschläger in einem der besonderen Doppeltürme ist, bis hin zu den Frauen und Männern mit Staubwedel an der Basis. Verschiedene Schiiten sprechen über ihre Gefühle für diesen heiligen Ort. Daran knüpft ein junger muslimischer Geistlicher an, vielleicht Ende 20, der erst ruhig und schüchtern und dann immer bestimmter über den schiitischen Glauben auf Englisch vorträgt. Da im Februar offenbar nicht viele westliche Touristen in Mashhad unterwegs sind, ist es ein sehr kleiner Kreis: Tsubasa, die Übersetzerin und ich. Er erklärt, wer Imam Reza war und warum der achte Imam heute für Schiiten noch so bedeutend ist – hauptsächlich weil er den Armen und Schwachen half. Dann darf Tsubasa Fragen stellen. Weil ihr erst keine einfällt, frage ich auf Persisch nach, was westliche Touristen am häufigsten wissen wollen. „Was ist der Unterschied zwischen Schiiten und Sunniten? Und warum war Imam Reza so wichtig? Letztens hatte ich auch mal die Frage, wozu es die Gebetssteine gibt. Ein Tourist dachte, das wäre Schokolade und wollte sie probieren“, zum ersten Mal grinst der Geistliche. Tsubasa hat eine Frage: „Was ist der Unterschied zwischen Schiiten und Sunniten?“ – „Ha, was habe ich gesagt“, bevor er ihr antwortet, nickt er mir zu. Ich finde, er antwortet zurück-

haltend, als er kurz auf das unterschiedliche Verständnis von der Nachfolge des Propheten Mohammed eingeht. Tsubasa erzählt mir später, dass sie eine größere Auseinandersetzung gespürt hat. „Für mich als Japanerin ist der Konflikt zwischen Sunniten und Schiiten faszinierend. In Japan vermeiden wir Konflikte, im Nahen Osten werden sie eher aggressiv und offen ausgetragen. Ich versuche zu verstehen, warum das so ist.“ Zum Schluss rezitiert der Geistliche kurz auf Arabisch aus dem Koran. Und bevor wir gehen, bekommt Tsubasa, wie alle Besucher, eine Hochglanz-Broschüre über das Imam-Reza Heiligtum geschenkt, natürlich auf Japanisch.

7. Torbate-Jam – Sunniten am Rande der Gesellschaft

Als Gegensatz zum vielbereisten Mashhad will ich direkt im Anschluss in die Nähe der Afghanischen Grenze fahren. In Teheran hatten mir einige Reisende von der kleinen, sunnitisch geprägten Stadt Torbate-Jam erzählt. Dort gibt es ein Mausoleum für den 1141 verstorbenen Sufi Sheikh Ahmad, das nur von wenigen Touristen besucht wird. Als ich der Japanerin Tsubasa davon erzähle, will sie aus ihrem religiösen Interesse heraus mitkommen.

Wir fahren mit einem Sammeltaxi die 165 Kilometer von Mashhad aus und kommen mittags an. Der Ort ist wirklich ein großer Kontrast zur überlaufenen Pilgerstadt. Am Mausoleumskomplex, der Aramgah-e Sheykh Jami genannt wird, sind nur fünf Besucher, darunter zwei Einheimische. Auf dem Eingangshof stehen jeweils auf der linken und rechten Seite Pistazienbäume in zwei Reihen, unter ihnen liegt noch etwas Schnee. Der Blick fällt in der Mitte erst auf das 25 Meter hohe Eingangsportal das mit den typischen türkis-blau-weißen Mosaik-Fliesen geschmückt ist. Darunter wächst ein großer Pistazienbaum aus dem Sufi-Grab heraus – angeblich ohne, dass er gepflanzt wurde. Die dicken, kahlen Äste schlängeln sich am hohen Grabstein vorbei und die breite Krone spannt sich wie ein Schirm über das Grab hinaus. Hinter dem Iwan ist eine hohe beige Kuppel zu sehen, rechts davon eine Kuppel in türkis, die zu der Koranschule gehört.

Wir haben Pech, die Türen sind alle verschlossen, wir hatten von einem Schlüssel-Wächter gehört, der Ferngereisten gerne die Anlage zeigt. Aber er ist in den nächsten zwei, drei Stunden in der Mittagspause, essen und beten, erklärt uns eine Schülerin von der Koranschule für Frauen. Wir überlegen erst zu warten und kommen dann noch einmal mit der 23-Jährigen ins Gespräch. Ich nenne sie Maryam. Neben 40 jungen Männern können seit einigen Jahren auch 25 Sunnitinnen hier unterrichtet werden. Maryam geht seit drei Jahren hin, die Ausbildung dauert insgesamt sieben Jahre. Ich übersetze zwischen ihr und Tsubasa hin und her, weil Maryam keine Fremdspra-

chen im Unterricht gelernt hat. Wir gehen kurz getrennte Wege; sie geht zu einer Buchhandlung, wir in einen Kiosk. Dann treffen wir uns auf der Straße wieder. Ich spüre an Maryams Lächeln in ihrem runden Gesicht, dass sie sehr begeistert ist, eine Japanerin zu treffen, weil sie noch nie Kontakt zu Ausländern hatte. Und die Art, wie originalgetreu Tsubasa den schwarzen Chador trägt, gefällt der Schülerin, sie lädt uns zum Tee zu sich nach Hause ein. Wir lehnen ein paar Mal dankend ab, wir wollen ihr keine Umstände machen, aber sie beharrt darauf, und es gibt am Mausoleum nicht wirklich etwas anderes zu tun. Sie wohnt nur ein paar Gassen weiter, ruft aber ihren Bruder an, der uns auf halbem Weg mit dem Auto abholt. Die Häuser hier sind klein und wirken schon von außen bescheiden. Wir gehen durch einen kleinen Innenhof in ein noch kleineres, karges Zimmer, ausgelegt mit zwei Teppichen, an den Seiten Kissen zum Anlehnen. Die Wände sind grob verputzt, an der Decke haben feuchte, gelbe Stellen den Putz aufplatzen lassen. Das Lächeln von Maryams Mutter zeigt, dass ihr beide Vorderzähne fehlen. Sie begrüßt uns sehr herzlich, gemeinsam mit zwei weiteren Töchtern, eine 14 und die andere 2 Jahre alt, mit Down Syndrom. Nach Reichtum und Protz in Mashhad trifft mich die Armut in Torbate-Jam unerwartet, auch wenn ich vorher wusste, dass das keine wohlhabende Gegend ist. Ich bereue kurz, dass wir die Einladung angenommen haben, weil Maryam auch direkt in die Küche verschwindet, um für uns Mittagessen vorzubereiten. Tsubasa wirkt genauso überrascht und zusammen bestehen wir darauf, dass wir nur für einen Tee bleiben werden, um der Familie keine Umstände zu machen. Nach einigem typisch iranischen Hin und Her, tarof genannt, willigt Maryam ein und bringt uns eine Kanne schwarzen Tee und eine Schale mit Schokoladenbonbons. Ich hatte im Kiosk eine Schachtel Datteln gekauft, öffne sie, und die 2-Jährige fängt an, die Datteln auf dem Boden zu verteilen, es wird zum Spiel sie wieder aufzusammeln. Die Stimmung lockert sich langsam. Wir erfahren in kurzer Zeit viel über das Leben der Familie. Maryams Mutter ist 40 Jahre alt, hat mit 14 geheiratet und vier Töchter und einen Sohn bekommen. Ihr Mann, Handwerker und Tagelöhner, ist vor einem Jahr gestorben, Herzstillstand. „Es ist schwer ohne ihn. Die Familie hilft uns nicht mit Geld. Wir sind auf uns gestellt“, erzählt sie beim Tee. Alleinverdiener ist jetzt der 16-jährige Sohn, der als Maurer am Tag umgerechnet fünf Euro verdient. Er bleibt bei unserem Besuch die ganze Zeit draußen beim Auto. Eine Tochter wurde in diesem Jahr schon verheiratet, die zierliche 14-Jährige, die leicht roten Lippenstift trägt, ist jetzt auch verlobt worden. Ihr Zukünftiger ist ein Cousin, 23, und wenn sie ihn heiratet, dann leben sie im gleichen Dorf, wie ihre bereits verheiratete Schwester. „Dann sind wir wie Nachbarn, nur eine Brücke voneinander entfernt“, lächelt sie uns an, auch wenn sie sonst nicht sehr glücklich über die Entscheidung zu sein

scheint. Für Tsubasa ist es das Stichwort, um ihr kleines Fotoalbum zu zeigen, und vor allem ihre Hochzeitsbilder. Maryams Familie strahlt. „Bisher kannten wir Asiaten nur von koreanischen Fernsehserien, übersetz‘ ihr das“, die Mutter ist ganz angetan von Tsubasa, und die blüht auch richtig auf. Sie lässt sich von ihnen „Hamama“ nennen. Ein arabischer Name, den sie bei Reisen im Nahen Osten immer nutzt, weil er für die Menschen leichter ist. Als die Familie gerne etwas auf Japanisch hören möchte, singt Hamama unter dem staunenden Blick der zweijährigen Tochter ein Tempel-Gebet. Dann wird sie mit lauter Fragen gelöchert, über ihre Familie, den Beruf, ihr Alter. Weil sie mit 35 noch keine Kinder hat, wundert sich die Familie. „Viele Japanerinnen bekommen immer später Kinder“, versucht sie zu erklären. „Wir wollen nach dem Studium erstmal arbeiten.“ Maryams Mutter nickt, auch wenn ich nicht das Gefühl habe, dass sie das ganz verstehen kann. Die beiden Frauen trennen nur fünf Jahre. Aber trotz der großen Unterschiede: Für beide Seiten öffnet sich in diesem kleinen Wohnzimmer für eine Stunde ein kleines Fenster in eine andere Welt. Dieser Austausch ist aber nur möglich, weil ich übersetzen kann. Ich frage mich am Ende, was sich durch die kurze Begegnung mit einer Touristin für diese Familie ändern könnte. Vielleicht wird sich Maryam jetzt mehr darum bemühen, Englisch zu lernen. Die 23-Jährige darf als einzige Tochter an der Koranschule weiter lernen. Vielleicht wird sie sich neben der Religion auch Zeit für Sprachen nehmen.

Nach einer Stunde bringt uns der Bruder wieder mit dem Auto zum Mausoleum. Nur weil Maryam sich für uns einsetzt, lässt sich der Schlüsselwächter zu einer schnellen Führung überreden. Tsubasa und ich haben schon Fahrkarten für einen Nachtzug von Mashhad nach Yazd und deshalb leider nicht mehr so viel Zeit für die Besichtigung. Maryam und ihre 14 Jahre alte Schwester begleiten uns durch die Anlage. Auch wenn es ein wunderschöner Ort ist mit alter Geschichte, hat die Begegnung mit der Familie größeren Eindruck hinterlassen.

Im Sammeltaxi auf dem Weg zurück sitzt ein junger Englischlehrer mit uns hinten und redet die ganze Fahrt durch. Der 29-Jährige erzählt von den schwierigen Arbeitsbedingungen als Sunnit. Er kann zum Beispiel nur eine Teilzeitstelle an der Universität in Torbate-Jam bekommen, obwohl er wirklich sehr gut Englisch spricht und sich das als Autodidakt selber beigebracht hat. „In Torbate-Jam leben fast 70 Prozent Sunniten, aber von uns darf keiner Bürgermeister werden. Da gibt es Restriktionen, ähnlich wie bei den Zoroastriern“, sagt er frustriert. Deshalb möchte er am liebsten ins Ausland ziehen. Er erzählt von der Begegnung mit einem Touristen aus Polen, und mit einem Italiener. Beide hat er vor kurzem am Mausoleum getroffen und zu sich nach Hause eingeladen, wo er mit Frau und Sohn lebt. Der junge Lehrer will viel über das Leben in Europa wissen: Stimmt es, dass Frauen

und Männer vor der Ehe schon Beziehungen haben? Was verdient man in Deutschland? Ist es leicht auszuwandern? Und dann fragt er Tsubasa zu ihrer Religion. Ich merke, dass ich das zu persönlich finde, eine fremde Person nach ihrer religiösen Einstellung zu fragen. Aber auch Maryam wollte das gerne von Tsubasa wissen. Der Islam ist im Alltag der Menschen hier allgegenwärtig, andere Religionen scheinen da exotisch. Dabei leben im Iran selbst neben der Mehrheit der Schiiten eben auch Sunniten und andere religiöse Minderheiten. Das Wissen über ihre Lebensweise scheint trotzdem gering zu sein.

8. Yazd und Taft – Zoroastrismus modern vermittelt

Im Nachtzug trennen sich die Wege von Tsubasa und mir, wir sind in unterschiedlichen Abteilen untergebracht. Zwei Tage später treffe ich sie in der Altstadt von Yazd zufällig wieder, vor der großen Jame Moschee. Sie hat sich im Zug mit einer Familie angefreundet, die sie zum Übernachten eingeladen hat. Die Tochter ist Juristin, spricht nur gebrochen Englisch. „Ich übersetze viel mit meinem Smartphone“, lacht die Japanerin. Mit der Mutter kann sie sich nur mit Gesten verständigen, aber sie haben schon zusammen persische Gerichte gekocht, und mit Tsubasas Familie in Japan geskyped. Mehr Kulturaustausch geht wohl kaum.

Auf mich wirkt die Wüstenstadt im Zentrum mit ihren sandfarbenen Lehmhäusern mit Windtürmen und Kuppeln eher verschlossen. Aber der Blick von der Dachterrasse meines Hotels hat auch etwas Entspanntes. Nur die türkise Jame Moschee mit ihren 48 Metern hohen Doppelminaretten ragt als höchstes Gebäude über die Lehmbauten der Altstadt. Sie wurde vor 700 Jahren an der Stelle eines früheren Feuertempels der Zoroastrier gebaut. Wie schon in Teheran ist der Geschäftsführer des Hotels ein Rückkehrer. Vor drei Jahren kam er aus Indien, um seinem Schwager zu helfen, dem schon zwei andere Hotels in der Altstadt gehören. „Jetzt ist noch low season, aber spätestens ab dem Neujahrsfest Ende März geht es wieder richtig los. Letztes Jahr waren wir im Herbst über mehrere Wochen ausgebucht“, erzählt der Mittdreißiger. In seinem Team arbeiten viele indisch stämmige Iraner, auch die Küche ist ein indisch-iranischer Mix. Während der Geschäftsführer das beschauliche Leben in Yazd mit seinen 500.000 Einwohnern zu genießen scheint, ist einer seiner Mitarbeiter weniger begeistert. Er ist vor acht Jahren hergezogen. „In Indien ist das Leben viel freier, hier lebt man dauernd wie in einer Moschee. Die Regeln sind viel strikter. Auch für die Arbeit, für alles braucht man eine Genehmigung“, erzählt er nach dem Nachtdienst beim Frühstück. „Es gibt keinen Alkohol, keine westlichen Filme, nichts. Natur-

lich kann man alles auf anderen Wegen bekommen, aber das ist dann illegal.“ Ihn langweilt die Wüste, wofür viele Touristen herfahren. Was sich durch die vielen Ausländer für die Iraner verändert hat? „Die Frauen können sich ein bisschen freier anziehen. Im Sommer dünnere Mäntel tragen, das ging früher nicht.“ Mit uns sitzt ein Franzose am Tisch, und stimmt ihm zu. Pierre, 45, ist vor zehn Jahren das erste Mal durch den Iran gereist. „Ich glaube, auch die strikte Geschlechtertrennung hat sich etwas gelockert.“ Er erzählt, wie er und seine Freunde damals in Isfahan eine Iranerin auf der Straße kennenlernten, die die Gruppe später am Hotel abholen wollte. „Sie wurde dann vom Hotel-Personal laut beschimpft, warum sie Umgang mit ausländischen Männern hat.“ Heute ist es einfacher für ihn, mit Iranerinnen und Iranern in Kontakt zu kommen. „Vielleicht auch dank der modernen Kommunikationswege. Wahrscheinlich ist Couchsurfing in keinem anderen Land so beliebt, wie im Iran.“ Heute hilft ihm ein Couchsurfer bei der Visa-Verlängerung, am nächsten Tag wird er über die App von einem reichen Fliesen-Fabrikanten zum Essen eingeladen. Er nutzt die Technik nicht für Übernachtungen, sondern um neue Menschen zu treffen. Ein paar Wochen nach unserem Frühstück in Yazd simst Pierre, dass er in Teheran über Couchsurfing eine iranische Fotografin kennengelernt hat. Sie begleitet ihn auf seiner weiteren Reise nach Indien. „Das wäre vor zehn Jahren niemals möglich gewesen!“

Die sandfarbenen Gassen der Altstadt sind fast menschenleer. Zur Jame Moschee führt eine Straße mit kleinen Souvenir-Geschäften und Imbissen, da sind immerhin ein paar Touristen. Am Eingangsportal der Moschee fällt mir ein alter, auf seinen Gehstock gebückter Mann auf, in Levis-Jeans und blauem Pullover. Er wird von zwei jungen Frauen begleitet. „Geht rein, ich warte hier auf euch“, sagt er auf Deutsch. Ich begrüße ihn reflexartig. „Ich lebe jetzt in Amerika, war aber lange Jahre in Österreich. Da wohnt meine Enkelin immer noch.“ Sie besuchen zum ersten Mal die Familie in Isfahan. Er war seit 50 Jahren nicht hier. „Als Kind war ich in Isfahan oft im Fluss schwimmen, im Zayande-Rud. Jetzt spielen Jugendliche Fußball im ausgetrockneten Flussbett.“ Er spricht langsam, und wirkt nicht verbittert, aber traurig. „Ich habe gehört, sie leiten das Wasser seit Jahren um – nach Ghom, Shiraz und auch nach Yazd.“ Dem Iran fehlt Wasser in vielen Regionen. Die Grundwasserüberbenutzung ist ein bekanntes Problem, und an die 30 Staudamm-Projekte verschlechtern die Lage der Flüsse und Seen noch mehr. Auch Yazd leidet unter Wassermangel und das Jahrhunderte alte System unterirdischer Wasserleitungen, Qanaten genannt, zerfällt auch immer mehr. Um das Thema zu wechseln frage ich, warum er nicht mit in die Jame Moschee geht. „Der Grund ist mein Glaube, ich bin Zoroastrier.“ Der erste, mit dem ich spreche. „Sie versuchen unseren Glauben im Iran aussterben zu las-

sen, hier ist das Leben schwer für Zoroastrier. Viele von uns sind in die USA ausgewandert, bestimmt eine halbe Million.“ Nach der Islamischen Revolution sei das Leben hier für alle Andersgläubigen schwieriger geworden, sagt er noch, bevor seine Enkelin mit der Cousine zurück kommt und noch ein Foto von den türkisen Kacheln an der Fassade der Moschee macht.

Der schiitische Islam war auch schon unter dem Schah die Staatsreligion. Die Verfassung von 1979 erkennt Juden, Christen und Zoroastrier als religiöse Minderheiten an, da sie „Besitzer einer Heiligen Schrift“ sind. Das bedeutet aber nicht, dass sie Schiiten rechtlich gleichgestellt sind. Im Parlament gibt es fünf spezielle Abgeordnetensitze für Minderheiten – zwei für armenische Christen, und jeweils einer für assyrische Christen, Juden und Zoroastrier. Die meisten der verbliebenen 30.000 Zoroastrier leben in Teheran, Kerman und Yazd. Bei letzterer werden ihre heiligen Stätten, der Feuertempel und die Schweigetürme, zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt gezählt. Zumindest in westlichen Reiseführern. Ich gehe zu beiden Orten, um herauszufinden, wie das zum Alltag der Glaubensgemeinde passt, und ob sie auch in der iranischen Gesellschaft so viel Bedeutung erfahren. Kurz vor dem Feuertempel lässt mich das Schild „Museum of Zoroastrian’s History and Culture – Markar“ in eine kleine Gasse abbiegen. „Wir haben erst vor einem Jahr eröffnet“, sagt der jugendlich wirkende Mitarbeiter an der Kasse. Auf dem Stadtplan aus der Touristeninformation ist es noch nicht eingezeichnet. Dafür gibt es hier eine eigene Museums-App. „Da gibt es schon eine Art digitale Führung, oder sollen wir ein bisschen zur Geschichte erklären?“ Ein zweiter Kollege steht am Eingang und führt mich dann fast zwei Stunden durch die Anlage. Amin, 32, hat Englisch studiert. Er zeigt erst von außen die verschiedenen Gebäude, die zu Schule und Internat gehörten und vor 82 Jahren von Zoroastriern gebaut wurden. Mit finanzieller Unterstützung von wohlhabenden Gemeinden aus Indien. In das Land flohen viele Zoroastrier nach der arabischen Eroberung um 650. Dort wurden sie Parsian genannt und waren relativ wohlhabend. „Das Museum ist nach dem indischen Stifter der Schule benannt. Pestonji Peshotan Markar hatte die schweren Lebensumstände seiner Glaubensbrüder in Yazd gesehen und wollte mit Bildung ihre Situation verbessern“, beschreibt Amin die Anfänge. Der Kontakt der Zoroastrier zu ihren ausgewanderten Anhängern ist bis heute noch stark. Jedes Jahr kommen sie Mitte Juni aus aller Welt in den 50 Kilometer nordöstlich von Yazd gelegenen Ort Chak Chak, weil dort in der Einsamkeit der Berge ihr wichtigstes Heiligtum liegt. „In diesem Schulgebäude wurden 40 Kinder unterrichtet, darunter auch Andersgläubige“, Amin führt mich um die sandsteinfarbenen Backstein-Bauten. „Daneben war der Schlafsaal, aber nicht alle haben im Internat übernachtet.“ Während unter der Palahvi Monarchie politisch weniger Druck auf den Zoroastriern

lastete, wurden sie aber von der Bevölkerung eher stigmatisiert. Amin erzählt von seinem Großvater, dem Nachbarn früher nicht die Hand geben wollten. „Wir Zoroastrier galten damals als sündhaft und dreckig, weil wir in unseren Zeremonien Wein trinken. Dazu war Yazd und ist heute immer noch eine sehr konservative Stadt.“ Mit dem Museum wollen sie an die Geschichte der Schule erinnern, aber auch die Traditionen ihrer Religion erläutern. Der Gang durch die Ausstellungsräume ist beeindruckend. Neben vielen Gegenständen aus der Schulzeit, wie Schulpulte und Cricket-Schläger aus Indien, werden auch Filme gezeigt, beispielsweise über die Neujahrsbräuche. Es gibt viele anschauliche Fotografien, dazu ist auch die Alltagskultur ein Thema. Die Internatsküche ist nach alten Bräuchen eingerichtet und es gibt Rezepte traditioneller Gerichte, die zu bestimmten Anlässen gekocht werden. Dazu sind Tische für die Feierlichkeiten mit speziellen Kostbarkeiten eingedeckt – mit Mischungen aus Nüssen und Trockenobst, mit Brot, frischen Früchten und grünen Zweigen. Auf Fotos und in Vitrinen sind bunte Kleider der zoroastrischen Frauen zu sehen, die Priester des Feuertempels tragen nur weiße Kleidung. Amin erklärt mir umfangreich verschiedene Bräuche, und geht auch noch einmal auf die Geschichte von Zarathustra ein, der um 900 v. Chr. gelebt haben soll. Seine Religion beschreibt einen Dualismus zwischen Gut und Böse in Form des Schöpfergottes Ahura Mazda. Bis zum Ende des sassanidischen Reiches war der Zoroastrismus Staatsreligion. „Im Kern geht es in Zarathustras Lehre darum, Gutes zu denken, zu reden und zu tun. Wir müssen immer die Wahrheit sagen“, Armin zeigt auf eine Darstellung von Ahura Mazda, dem Gelehrten mit Bart und zwei breiten Flügeln rechts und links. Eine Abbildung, die nicht nur in den Ruinen der altpersischen Herrscherstadt Persepolis an den Wänden zu finden ist, sondern die viele Iraner gerne als Kettenanhänger tragen. Weniger aus religiösen Gründen, vielmehr als Symbol eines vorislamischen Irans. „Feuer, Wasser, Luft und Erde sind für uns heilig. Deshalb wurden unsere Toten in sogenannten Schweigetürmen ausgesetzt und die von Geiern gereinigten Knochen später in Höhlen gesammelt.“ Nach Armins Führung fahre ich zu zwei am Stadtrand gelegenen Schweigetürmen, die seit den 70er Jahren auf Anweisung des Schahs nicht mehr benutzt werden durften. Die Bestattungsmethode galt als zu unhygienisch, deshalb wurde direkt anliegend ein eigener Friedhof errichtet, auf den man von den zwei Hügeln der Schweigetürme blicken kann.

Zum Abschluss der Museumsführung gehen Amin und ich in die angrenzende Bibliothek. Der Leiter, ein alter Mann, sitzt vor dem Computer und es stellt sich heraus, dass er einer der ehemaligen Schüler des Internats ist. „Ich habe wieder Kontakt zu einigen Mitschülern von damals, wir tauschen uns über eine Telegram-Gruppe aus“, stolz zeigt er dabei den Chat-Verlauf auf

seinem alten Bildschirm. „Die meisten sind in die USA ausgewandert.“ Von dort stammt auch ein großer Teil der Gelder, um das Museum aufzubauen, erklärt Amin. „Aber wir haben auch Kontakt nach Deutschland“, sagt der Bibliothekar, als er hört, woher ich komme. „Da gibt es einige Forschungsprojekte mit Universitäten, die alte Ausgaben der Awesta untersuchen.“ Das heilige Buch der Zoroastrier. Erinnerungskultur und Bildung prägen diesen Ort immer noch, denke ich, als die beiden mir neue Schulbücher zeigen, die die zoroastrische Gemeinde für ihren Nachwuchs erstellt hat. Zum Schluss frage ich Amin, wie das Leben heute für junge Zoroastrier im Iran ist, doch er druckst herum. „Wenn du mehr über die alte Lebensweise lernen willst, gibt es in den Bergen in Taft ein neues Öko-Tourismus-Projekt. Das wird von einem unserer Museums-Gründer betrieben.“

In Teheran treffe ich später eine ältere Zoroastrierin, die offen von den Schwierigkeiten berichtet. „Es gibt Beschränkungen bei der Bildung, wir können keine höheren Berufe oder Ämter ausüben. Es ist nicht leicht.“ Sie hat einen 13-jährigen Sohn, ist geschieden und arbeitet als Ingenieurin nur Teilzeit. Am liebsten würde sie sofort in die USA zu ihrer Familie, Eltern und Geschwister ausreisen. „Aber mein Ex-Mann lässt meinen Sohn nicht mitkommen. Ich muss warten, bis er 18 Jahre alt ist.“ Das iranische Scheidungsrecht sieht nicht nur bei zoroastrischen Frauen vor, dass das Sorgerecht dem Mann zugesprochen wird.

Auf die Zoroastrier sind Iraner, mit denen ich in Yazd in Kontakt komme, überwiegend gut zu sprechen. Besonders als ich mein Busticket nach Kerman kaufe und beiläufig der jungen Reiseagentur-Mitarbeiterin erzähle, dass ich auch zu dem Öko-Projekt nach Taft fahre. „Das sind sehr nette Leute und ein besonderer Ort. Da kann man auch Fahrräder ausleihen“, strahlt die junge Frau. Die Einrichtung namens „Nartitee Ecolodge“ ist nicht nur für ausländische Touristen interessant, sondern auch für Einheimische, erläutert sie. „Besonders im Sommer, wenn es so heiß ist, fahren viele Städter zum Abkühlen in das Zagros Gebirge.“ Ich treffe vor der Abfahrt drei holländische Touristen wieder, die ich aus dem Hostel in Teheran kenne. Tom, Anna und Ruben schließen sich meiner Reiseroute für eine Woche an, was ich – wie bei der Japanerin in Mashhad – als gute Möglichkeit sehe, Touristen und Einheimische beim Austausch zu beobachten. Zu viert fahren wir mit dem Taxi von Yazd aus eine halbe Stunde nach Taft. Der kleine Ort liegt auf der Hälfte der Strecke zum 4.000 Meter hohen Berg Shirkuh. „Nartitee sind die Granatapfelblüten“, erklärt Tina den Namen der kleinen Unterkunft. Sie ist Mitte 20 und trägt traditionelle Kleider und einen Chador mit pinken und lila Blumen, wie die Figuren im Markar Museum. Sie ist die Frau des Initiators Ramtin, Anfang 30. „Er hat in Teheran Tourismus studiert, da haben wir uns in der zoroastrischen Gemeinde kennengelernt“, er-

zählt Tina, während sie den Holländern und mir schwarzen Tee im wohnzimmerartigen Eingangsbereich einschenkt. „Als Ramtin fertig war, wollten wir weg aus der luftverschmutzten Hauptstadt. In Yazd hat er das Museum mit aufgebaut. Und dieses Haus gehörte seinem Großvater, wir haben es von Grund auf renoviert.“ Dabei haben sie darauf geachtet, den alten Charakter beizubehalten. Wir übernachteten nicht, bekommen aber die Schlafzimmer gezeigt. Es sind schlichte Räume, mit Teppichen ausgelegt, und mit Sitzkissen als Rückenlehne an den Wänden. Die Schlafgelegenheiten werden auf dem Boden ausgerollt. Mit uns schaut eine fünfköpfige iranische Reisegruppe kurz aus Neugier vorbei. Außerdem zwei Männer von der Tourismus-Behörde des Yazder Flughafens, die immer wieder von Reisenden auf diese spezielle Unterkunft angesprochen wurden. „Wir nutzen das Internet, um auf uns aufmerksam zu machen“, erklärt Ramtin später den Erfolg auf Englisch. Neben der Werbung im Yazder Museum haben vor allem die Internetseite und Profile bei Instagram, Facebook und TripAdvisor dem jungen Paar geholfen, innerhalb eines Jahres viele Besucher zu erreichen. Auf einer Wand im Eingangsbereich hängen Mitbringsel und Nachrichten von Touristen, iranische und auch ausländische. „Ich habe mich auf Öko-Tourismus spezialisiert, weil es auch viel mit unserer Lehre zu tun hat. Das Trennen der Elemente, das ist im Grunde nichts anderes als Umweltschutz. Wir bemühen uns hier auch, im Einklang mit der Natur zu leben.“ Das geht los beim Wasserverbrauch über eine alte Brunnenanlage, bis hin zum hinten liegenden Garten, den sie mit Kuhmist düngen. Hier ist – anders als in der Stadt – schon der Frühling ausgebrochen, die Mandelbäume sind voller weißer Blüten. Auch in den umliegenden Gärten strecken sich weiße Kirschblütenzweige vorbei an kahlen Granatapfelbäumen. Nach einer kleinen, holprigen Radtour mit den Holländern durch die kleinen Gassen und Gartenanlagen bringt uns Tina Granatäpfel bevor das Essen fertig wird. Beim Blick in die Küche sehe ich, dass sie teilweise wie im alten Internat in Yazd eingerichtet ist. Es gibt ein Holzgitter, das horizontal unterhalb der Decke hängt. „Darauf verstauen wir Lebensmittel, die kühl aufbewahrt werden, ohne dass Mäuse oder andere Tiere daran kommen. Zum Beispiel Reis und Mehl“, zeigt Tina, indem sie das an einem Seil befestigte Gitter herunter lässt. Zum Abendessen gibt es ein Linsengericht, das an indisches Dahl erinnert. Mit uns sitzt noch ein Paar am Tisch, das am Kaspischen Meer lebt. Er ist Touristenführer und erzählt begeistert von immer mehr Ausflügen in die Natur. „Die meisten Europäer kommen wegen der kulturellen Sehenswürdigkeiten. Die wollen dann zu den Moscheen, alten Palästen und persischen Ruinen fahren. Bei Iranern ist es anders. Da gibt es jetzt immer mehr Großstädter, die es in ihrer Freizeit in die Natur zieht. In die Wüsten im Landesinneren. Oder die Wälder am Kaspischen Meer.“ Dabei entstehen auch immer mehr Unterkünfte,

die auf nachhaltigen Tourismus setzen und die auch die regionale Handarbeit wieder stärken. Er schreibt uns einige Beispiele auf, wovon ich mir vor allem ein Projekt am Kaspischen Meer merke. Noch einen Tipp bekommen wir am Ende von Ramtin, als ich ihm erzähle, dass wir später zu der Insel Qeshm reisen wollen. „Hier die Nummer einer sehr netten Fischer-Familie.“

9. Kerman und die Kaluts – Begleitete Tour in die Wüste Lut

Der Nachtbus fährt an orange-gelb ausgeleuchteten Straßen vorbei. Ich wundere mich über die vielen Lichter auf dem Weg durch die karge und eigentlich dünn besiedelte Landschaft. Neben mir sitzt Anna, Tom und Ruben in der gleichen Reihe über den Gang hinweg. Mir fällt auf, dass Anna nach über einer Woche im Iran schon viel entspannter ist, als am ersten Tag. Im Endeffekt reist sie die ganzen zweieinhalb Wochen immer in wechselnder Begleitung. Aber auch so ist das alleine Reisen für Frauen in der Islamischen Republik viel entspannter als sie – und auch ich – gedacht hätte. Was allerdings immer wieder passiert: Die Preise sind für westliche Touristen höher. „Wir zahlen bei jedem Museum, bei jeder Sehenswürdigkeit das Fünffache. Das nervt auf Dauer.“ Wenn der Eintritt dann aber fünf bis zehn Euro kostet, ist das im Vergleich zu Europa immer noch günstig, denke ich. Mir gefällt das Prinzip, dass die Preise trotz Ansturm westlicher Touristen für die iranische Bevölkerung nicht steigen. So können sich auch einfache Familien immer noch Ausflüge leisten. Aber in Kerman spüre ich auch, wie willkürlich die Preise steigen, sobald es um Ausländer geht. Wir vier wollen für eine begleitete Fahrt in die Wüste Lut buchen. Ich verhandle vorher am Telefon mit einem Touristen-Führer. Der ändert die Konditionen, sobald ich meine holländischen Begleiter erwähne. Massud, Ende 30, hat Englisch studiert und schreibt auf seiner Visitenkarte, dass er Reisenden „das andere Gesicht des Irans“ zeigen möchte. Wir sind gespannt und werden am Ende in Teilen enttäuscht. Der lizenzierte Guide holt uns mit seinem weißen Stadtauto ab – kein Geländewagen, mit dem man auf sandigem Boden fahren kann. Das macht schon stutzig. Er fährt uns in ein Camp in der Stadt Shahdad, ganz in Wüstennähe. Er spielt dabei laute Musik im Auto, mal persisch, mal Pop aus den 80er und 90er Jahren. Wir nehmen alles mit Humor. „Ich habe zwei Jahre lang parallel zur Arbeit als Übersetzer die Ausbildung zum Tourguide gemacht“, beschreibt Massud seinen Werdegang. Jetzt fährt er auch immer wieder mit wohlhabenden iranischen Touristen ins Ausland, nach Malaysia. Oder mit Geschäftsleuten nach Hong Kong. „Englisch zu können, das öffnet mir alle Türen.“ Seine Erklärungen zur Flora und Fauna, aber auch zur

Geschichte der Gegend sind sehr rudimentär. Uns wurde er von der Touristeninformation in Yazd empfohlen.

In Teheran hatte ich zwei andere Tourguides für die Recherche getroffen – einen Iraner und eine Deutsche. Sie arbeitet neben einer Stelle als Angestellte freiberuflich für kleine Reisegruppen aus Deutschland. Er für eine größere Reise-Agentur. Beide hatten ausführlich von ihrer Ausbildung in Teheran erzählt und waren dabei sehr fundiert. „Uns fehlt es in der Agentur momentan an guten Reiseleitern“, klagte der junge Mann. „Sonst können wir uns nicht beklagen. Die Vier- und Fünfsterne- Hotels in den Städten Isfahan, Shiraz und Yazd sind schon Monate im Voraus ausgebucht. Unsere englisch- und französischsprachigen Mitarbeiter sind bis Ende 2017 ausgelastet.“ Einige Reisegruppen aus Europa hätten allerdings Touren nur bis Mitte Mai bezahlt, den Rest reserviert. „Die wollen sichergehen, dass Rohani wiedergewählt wird und die Öffnung weitergeht.“

Massud ist optimistisch was die Zukunft angeht, seine Geschäfte laufen seit dem Atomabkommen gut. Er quartiert uns in Shahdad in einem Oasen-artigen Dattelbaum-Hain ein, in dem neben kleinen Lehmhäusern drei große Iglu-förmige Hütten stehen, die mit getrockneten Palmen-Blättern umschnürt sind. In einer der Hütten werde ich nachts mit den Holländern auf dem Boden schlafen.

Die Besitzer haben am Eingang auch ein Schild mit der Aufschrift „Ecolodge“ angebracht. „Wir bauen viel aus dem, was die Palmen hergeben. Die Streben für die Iglu-Dächer sind aus Palmen-Stangen, die Sitze um die Tische sind aus dicken Scheiben der Stämme und die Schrift auf den Schildern ist mit Dattelkernen geklebt“, zählt der kreative Besitzer auf Nachfrage auf. Er wirkt schüchtern. Lange hat er in Kerman als Auto-Mechaniker gearbeitet. Vor drei Jahren starb sein ältester Sohn bei einem Unfall. „Danach konnten wir nicht mehr ertragen, in der Stadt zu leben“, flüstert seine Frau fast, als sie mir den Grund für ihren Umzug erzählt. „Das hier war ein Garten der Familie, wild bewachsen. Erst hatten wir nur eine kleine Hütte in der Ecke für uns selbst. Dann haben wir vorbeifahrenden Reisenden Tee und Essen verkauft. Nach und nach kamen die Tische, Stühle, Hütten dazu und vor kurzem auch die Lehmhäuser.“ Nebenan sind Ställe mit Ziegen, Schafen und Hühnern. Die Unterhaltungen mit der Familie sind sehr lehrreich. Im Garten stehen 20 verschiedene Dattelbaum-Sorten. Dazu gibt es in Shahdad einen Wüstenbaum, der nur hier harzt. „Nur zu bestimmten Zeiten. Unsere Frauen sammeln das Harz, weil es sehr gut gegen verschiedene Krankheiten hilft.“ Ich wünschte Massud würde diese interessanten Informationen sammeln und mit seinen Reisegruppen teilen. Aus diesem Grund hatten wir überhaupt einen Touristenführer gesucht. Stattdessen übersetze ich abends für die Holländer, was ich von der Familie gelernt habe.

Die Fahrt in die Lut-Wüste hinein ist trotz weniger Erklärungen von Mas-sud beeindruckend. Wir fahren an geschichteten Sandformationen vorbei, sogenannte Kaluts. Diese Wüstenlandschaft ist seit 2016 das erste iranische Natur-Erbe auf der UNESCO-Liste. Bis zu einem gewissen Punkt führt eine Straße, dann parken wir und sehen aus gewisser Distanz, wie iranischer Wüsten-Tourismus aussieht. Neben zwei weißen Reisebussen und einigen geparkten Autos fahren Jeeps schnelle Runden durch die Dünen. Aus anderen Autos dröhnt laute Musik. Die abgeschiedenen Wüsten werden von Iranern zum Feiern und Amüsieren genutzt. Wir machen uns mit Spiegelreflexkameras auf den Weg in die entgegengesetzte Richtung und spazieren zwei Stunden an den Sandformationen entlang. Die Weite der Landschaft entschleunigt und der Sand knirscht ganz leise unter unseren Füßen. „Ich brauche am Ende eure Ausweisnummern“, kündigt Massud bei einer Pause an, als wir an einen der Kaluts angelehnt sitzen. „Jede Tour muss dokumentiert werden. Wann ich unterwegs war, mit wem, wohin. Das ist alles geregelt.“ Die Kontrolle, die das Regime gegenüber seiner Bevölkerung ausübt, gilt auch für Touristen. Briten, US-Amerikaner und Kanadier dürfen sogar nur innerhalb von angeleiteten Reisegruppen ins Land kommen. Weil uns die Wüste so beeindruckt, fahren wir am nächsten Morgen zum Sonnenaufgang wieder hin. Danach geht es zur Kleinstadt Mahan. Der Schahzadeh-Garten ist Teil der Persischen Gärten, die zum UNESCO-Weltkulturerbe zählen. In der Nähe besuchen wir noch ein Sufi-Mausoleum. Mit Essen und Unterkunft zahlen wir für die zwei Tage rund 80 Euro pro Person.

Zurück in Kerman essen wir abends noch an einem Falafel-Stand, bevor es mit dem Bus nach Bandar Abbas geht. „Massud war schon ein komischer Typ. Ich wusste nie genau, was er denkt“, überlegt Ruben laut in die Runde. Die anderen stimmen zu. „Er gibt sich zwar so offen, aber aus seinem Leben hat er nicht wirklich was erzählt.“ Drei junge Studenten sitzen neben uns, auch mit Falafeln in der Hand. Sie strahlen vor allem die zwei großen holländischen Jungs begeistert an und testen ihre Englischkenntnisse: „Hello! How are you?“ Sie wollen auch noch mehr wissen. „Wie gefällt euch der Iran?“ – „Ein wunderschönes Land!“ Die Unterhaltung geht hin und her, es wird auch viel gelacht. „Die zeigen im Gesicht, was sie fühlen. Das ist so anders als hier“, sagt mir einer der Jungs auf Farsi. Diesen Mentalitäten-Unterschied beschreibt auch Tom am Ende seiner zweieinhalb Wochen im Iran. Wir sehen uns kurz vor seinem Abflug in Teheran wieder. „Die Iraner sind so ein herzliches Volk, keine Frage. Aber wenn man sie auf der Straße beobachtet, dann zeigen sie da eigentlich wenig Emotionen. Wenn sie uns Ausländer sehen, vielleicht schon. Aber nicht untereinander. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich die Menschen hier richtig durchdrungen habe. Sie lassen einen nicht richtig an sich ran.“ Mit den Studenten ist das aus meiner Sicht

anders. Sie teilen ihre Zigaretten mit den Holländern, lachen laut über ihre Witze und fragen nach den Namen auf Instagram.

10. Qeshm – Inselbewohner ergründen Tourismus als neue Einnahmequelle

„Wir fahren zum Shoppen auf die Insel!“ Eine 12 Jahre junge Iranerin unterhält sich auf der Überfahrt von Bandar Abbas nach Qeshm ganz selbstverständlich auf Englisch mit uns und hat dabei vor allem Tom, Ruben und Anna im Blick. Die Schülerin bekommt Privatunterricht, das hört man. „Ihr könnt auch an den Strand fahren, oder mit dem Boot zu den Delfinen. Aber am besten sind die riesigen Shopping Malls. I love it!“ Wir sitzen mit Erlaubnis des Kapitäns am Bug der kleinen Fähre. Der Wind rauscht uns laut um die Ohren und wir nicken freundlich der Kleinen mit dem großen Selbstbewusstsein zu. Tatsächlich ist die seit 2012 errichtete Freihandelszone einer der Hauptgründe für iranische Reisende, zu dieser größten Insel im Persischen Golf zu fahren. Jedes Jahr kommen vier Millionen Touristen, vor allem Iraner. Die Insel bietet die größte Dichte an Einkaufszentren im ganzen Land. Noch vor Wegfall der Sanktionen hat hier in den letzten Jahren ein Bauboom eingesetzt, im Schatten politischer Konflikte. Die Meerenge an der Straße von Hormuz ist durch die Öl-Transporte seit Jahren ein Brennpunkt der Weltpolitik. Am Golf stehen sich die Erzfeinde Iran und Saudi-Arabien gegenüber und kämpfen um die Vormachtstellung in der Region. Klimatisch gibt es an der Küste eine hohe Luftfeuchtigkeit. Von April bis Oktober wird es hier so heiß, dass dann kaum Reisende kommen. Stattdessen gehen von den rund 120.000 Inselbewohnern diejenigen in dieser Zeit an Land, die es sich leisten können. In der gleichnamigen Hafenstadt Qeshm angekommen, mieten wir uns für die drei Tage ein Auto und fahren zur Unterkunft, die uns Ramtin aus Taft empfohlen hat. Es wird für uns alle vier – da sind wir uns am Ende einig – die interessanteste Begegnung auf der Reise werden. Wir dürfen das Leben einer einheimischen Familie auf besondere Weise begleiten. Es dauert etwas, bis wir ihr kleines Haus auf der Inselmitte finden. Wenn man so will, ein schlichter Bungalow, alle vier Zimmer samt Küche und Bad auf einer Ebene. Vier Frauen warten am Eingang. Die Schwestern Fahime, 35, in türkischem Chador mit orangem Muster, und Azam, 33, mit lila Kopftuch. Ihre Schwägerin Razie trägt ein türkisches Kleid, das mit dem gleichfarbigen Kopftuch an einen indischen Sari erinnert. Vor allen steht die alte kleine Mutter, in einen Stoff gehüllt, auf dem hellgrüne Blätter abgedruckt sind, dazwischen tropisch orange Blüten. „Ich bin Maryam“, stellt sie sich vor und gibt uns lachend die Hand. Ich blicke

zum ersten Mal in ein von der Sonne gebräuntes Gesicht, das zur Hälfte von einer traditionellen, kupferfarbenen Augenmaske verdeckt ist. Ich lerne später, dass verheiratete Frauen eine Maske tragen, aber so wie die junge Razi halten sich längst nicht mehr alle Frauen der Insel daran. Im Wohnzimmer warten ihre zwei Jahre alten Söhne, die Zwillinge Hassan und Hosein. Noch verstecken sie sich hinter dem Rock ihrer Mutter. Sie sind schüchtern gegenüber den ersten Ausländern, die sie in ihrem Leben sehen. Aber am letzten Abend tolen sie mit Ruben im Wohnzimmer über den Teppich, ziehen an seinen Händen, der eine links, der andere rechts, und lassen sich von dem fast zwei Meter großen Holländer durchkitzeln. Das Herumtollen auf dem Boden geht auch deshalb so gut, weil in dem Zimmer keine Möbel stehen. Kein Sofa, kein Tisch. Nur große, rechteckige Kissen an den weiß verputzten Wänden, die unterhalb zum Boden hin grau-blau gekachelt sind. Auch das daran angrenzende Zimmer, in dem Anna und ich auf dünnen Maten über dem Teppich übernachten werden, ist so schlicht eingerichtet. Alles ist sauber und wirkt frisch renoviert. Die Familie übernachtet in zwei anderen Räumen. In einem die zwei unverheirateten Schwestern, die nachts auf Hassan und Hossein aufpassen. Im anderen das Ehepaar Abdel und Razi. Mutter Maryam schläft normalerweise im zentral gelegenen Wohnzimmer, das sie jetzt Tom und Ruben überlässt. Ihren Sohn Abdel treffen wir erst am Abend, weil er bei einem der großen Gas-Unternehmen der Insel als Wächter arbeitet.

Mittags haben die Frauen des Hauses zur Begrüßung für uns Fisch, Mini-Garnelen und Reis auf traditionelle Weise zubereitet. „Das sind die ersten Ausländer, die wir zu Gast haben“, erzählt Fahime uns beim Essen. „Bisher haben drei Mal iranische Reisende bei uns übernachtet.“ Die vier Frauen sprechen Farsi mit einem Akzent, eingefärbt von dem Dialekt, der auf der Insel gesprochen wird. Ich gewöhne mich an die anders klingenden Worte und bin für die nächsten Tage Vollzeit-Übersetzerin zwischen der Familie und den holländischen Touristen. Wie sind sie überhaupt darauf gekommen, Gästen ein Zimmer zu vermieten, wollen wir wissen. „Das war Zufall. Vor zwei Jahren haben Azam und ich am Strand beim Fischen eine Frau aus Teheran kennengelernt. Sie war überrascht, uns in unseren Kleidern zwischen den Netzen im Wasser stehen zu sehen. Das machen auf der Insel eigentlich nur Männer“, schildert uns die ältere Schwester. Sie begleitete als Kind immer den Vater zum Fischen, nach seinem Tod vor zehn Jahren hat sie damit weiter gemacht. Die Teheranerin drängte darauf, dass die Schwestern ihre ungewöhnliche Geschichte weiter erzählen. Reisenden, oder auch Zeitungen. So wurden sie bei der lokalen Verwaltung bekannt und für ihre Arbeit ausgezeichnet. Fahime zeigt uns stolz die Urkunden. „Außerdem hat die Frau aus Teheran uns schon drei Mal Freunde her geschickt.“ Nicht im

Rahmen iranischer Gastfreundschaft, sondern als Touristen, die für Essen und Schlafgelegenheit zahlen. Das hat die Familie auf die Idee gebracht, langsam in dieses ungewohnte Arbeitsfeld einzusteigen. Bisher kommen die Einnahmen vor allem durch den Bruder. Dazu versorgen sie sich selbst durch ihren Garten mit Gemüse. Obwohl das Wasser auf der Insel knapp ist und sie es in großen Kanistern vom Festland kaufen müssen. Fahime scheint immer wieder den Kampf gegen Widerstände zu suchen. „Viele sagen, hier ist es zu trocken, auf Qeshm kann nichts wachsen. Aber ich beweise das Gegenteil.“ Hinter dem Haus ist ein kleines Feld, umgeben von einigen Dattelbäumen. Mit dem Gras werden in den angrenzenden Ställen zwei Mal am Tag Ziegen und zwei Kühe gefüttert, dazu haben sie noch Hühner. „Das ist der beste Joghurt, den ich je gegessen habe“, schwärmt Anna im Schneidersitz über die auf dem Teppich ausgebreitete Tischdecke gebeugt. „Der ist von uns, komplett organic“, verkündet Fahime stolz, und ich wundere mich, dass der Bio-Trend auch hier eingekehrt ist. Offenbar ist das Bewusstsein dafür durch die neuen Freunde aus Teheran entstanden. „Wir benutzen keine Pestizide. Bei der Landwirtschaft folgen wir alten Traditionen, genauso, wie beim Fischen.“

Am nächsten Tag fahren sie mit uns und ihren Netzen zum Strand. Der Großvater fischte noch mit einem Boot im nördlichen Mangrovenwald. Der Vater änderte dann die Methode, als es dort immer weniger Fische gab. An der Südseite der Insel sind vom Strand aus mehrere zu Rechtecken gespannte Netze zu sehen. „Wir nennen den einen Teil Garten, den anderen Haus“, erklärt Azam, die heute wieder ein farbenfrohes, diesmal pinkes Kleid, angezogen hat. Dazu Gummistiefel. Nebenan wird ein neues Netz aufgebaut, zwei Männer in Neopren-Anzügen rammen mit aller Kraft Eisenstäbe in den Boden. „Das sind die Eckpfeiler, es braucht viel Kraft, sie einen Meter in den Boden zu bringen.“ Azam schaut herüber zu den Nachbarn. Immer wieder müssen die Netze neu ausgerichtet werden. Die Schwestern machen das dann alleine. Das Prinzip der Netze beruht auf der Strömung von Ebbe und Flut. Nur zu bestimmten Zeiten kommen Azam und Fahime zu ihrem Netz-Haus, wenn das Wasser ihnen nur noch bis zur Hüfte steht. Sie gehen dann mit kleinen, zwischen den Händen unter Wasser gespannten Netzen durch einen zentralen Teil der 20 Meter langen Anlage. Sobald sie einen Fang haben, kommt er in einen Eimer. Ich stehe mit Tom und Ruben neben Azam, wir halten den Eimer und schauen ihr über die Schulter, während sie uns kleine Oktopusse, Seesterne und verschiedene Fischarten zeigt. „Den Kugelfisch werfe ich nachher wieder ins Wasser, der ist giftig.“ Das ist eine nachhaltige Art mit dem Meer umzugehen, die es leider nicht mehr oft gibt“, klagt Fahime. „Seit vielen Jahren fahren große Schiffe für den Fischfang vor unserer Küste. Sie ziehen ihre Netze dicht am Meeresgrund entlang, achten

nicht auf die Fischarten und zerstören dabei auch Korallen und Pflanzen am Boden.“

Der Erhalt der Umwelt ist den Schwestern wichtig. Das zeigt sich auch, als ihnen eine weibliche Karettschildkröte ins Netz geht. Die spähen tagsüber in der Brutzeit im März aus, wo sie nachts ihre Eier legen können. „Für die bekommen wir sehr viel Geld angeboten. Auf Qeshm essen einige Einheimische gerne Schildkröten, weil sie besondere Wirkungen haben sollen. Aber ich weigere mich sie zu fangen“, sagt Fahime und beginnt mit einem scharfen Messer den Panzer der Schildkröte von anklebenden Muscheln zu befreien. „Die sind giftig für das Tier.“ Sie verkaufen einen Teil ihres Fischfangs, wenn sie mehr haben, als sie selbst zum Leben brauchen. Nachbarn und Bekannte kommen abends zu ihrem Haus gefahren und kaufen ihnen direkt die Ware ab. Da könnten sie mit so einer Schildkröte noch mehr verdienen, sehen aber, dass mit den Jahren auch immer weniger dieser Tiere im Meer sind. Ich darf sie ins türkisfarbene Meer schwimmen lassen.

Einige Kilometer entfernt ist an der Inselformseite am Dorf Shibderaz eine Schildkröten-Brutstelle, zu der ich abends mit Tom, Ruben und Anna fahre. Seit acht Jahren wird der Strandabschnitt zur Brutzeit von März bis Mai von vier jungen Männern im Wechsel bewacht. Jede Nacht schreiben sie auf, wie viele Weibchen an Land kommen, samt Anzahl der Eier, die sie legen, erzählt uns der Leiter bei einer kleinen Führung. „Wir graben die Eier später vorsichtig aus, und vergraben sie wieder an einer umzäunten Stelle, auf die wir aufpassen. Sonst kommen Leute und nehmen die Eier mit.“ Dass in einer Nacht oft nicht mehr als drei Schildkröten an Land kommen, wenn überhaupt, war früher anders. Exzessiver Fischfang und Umweltprobleme sind schuld, dass es am Ende immer weniger Jungtiere gibt. Aber auch iranische Touristen tragen dazu bei. Viele kommen abends zum Beobachten der Schildkröten an den Strand, mit Taschenlampen, die die Tiere abschrecken. „Wir versuchen das zu ändern, aber im Iran ist das Bewusstsein für Tierschutz, genauso wie für den Umweltschutz, noch nicht so ausgeprägt“, bedauert der junge Einheimische, Anfang 30. Er ist durch Zufall an diese Aufgabe gekommen. „Es war mehr Eigeninitiative, weil ich in meiner Jugend schon oft hier am Strand war. Langsam bekommen wir auch Unterstützung von der lokalen Insel-Verwaltung.“

Die Verwaltung stellt sich generell immer mehr auf die wachsende Zahl der Touristen ein. Qeshm ist, neben den Einkaufszentren, für seine Naturvielfalt und die geologische Bedeutung bekannt. Auf Karten und Prospekten werden Touristen über die verschiedenen Orte des Geoparks informiert. Zum Zeitpunkt meines Besuches wurden gerade mehr Straßen asphaltiert und neue Beschilderungen zu den Natur-Sehenswürdigkeiten erstellt. Mit den Holländern umfahre ich die 136 Kilometer lange und zwischen 18 und

40 Kilometer breite Insel; die schroffen Erosionslandschaften haben etwas Magisches an sich. Sandfarbene Gebirgsformationen ragen aus dem Boden, wir fahren immer wieder an Kamelen vorbei, die frei umher schreiten. An der Südküste gibt es Süßwasserseen mit Flamingos und Boot-Ausflüge zur vorgelagerten Insel Hengam, bei denen man Delfine beobachten kann. Im Norden gibt es einige Häfen mit alten Lenj-Holzschiffen und den Mangrovenwald. An einer Stelle, Tang-e Chahkuh genannt, ist im Sedimentgestein der Berge durch Erosion eine begehbare kilometerlange Klamm entstanden. In den ockerfarbenen Wänden sind Aushöhlungen, an denen man entlang klettern kann. Wir begegnen hier nur iranischen Touristen und Jugendlichen aus dem nahegelegenen Dorf, die uns beim Klettern helfen, und im Anschluss nach unseren Namen bei Instagram fragen. Unweit davon befindet sich die längste Salzhöhle Irans, mit über 6 Kilometer langen Gängen, die von tschechischen Kletterern vor einigen Jahren erschlossen wurden. Wir bekommen von Geopark-Mitarbeitern die Anfänge der Höhle gezeigt. „So vielfältig hatte ich mir den Iran wirklich nicht vorgestellt, unglaublich“, meint Anna danach, und wir kommen alle vier nicht aus dem Staunen heraus. Noch mehr berührt die drei jungen Holländer die herzliche Art der Familie. Zwischen ihrer landwirtschaftlichen Arbeit und dem Fischen nehmen sie sich viel Zeit für uns, kochen traditionelle Gerichte und bringen uns auch bei, wie man beispielsweise dünnes knuspriges Brot auf runden Eisenplatten zubereitet. Eine Spezialität der Nachbarinsel Hormuz, von der auch die Soße mit rotem Sand stammt, die am Ende auf das Brot gesprenkelt wird. Abends sitzen wir in einer großen Runde mit speziellem Safran-Kaffee auf einem Teppich, den Azam am Eingang des Hauses für uns ausbreitet. Alle sind neugierig auf die Lebenswelt der jeweils anderen. Die Gespräche drehen sich meist um die Familie, Arbeit und Essen. Wie ist das Leben in Holland? Wo liegt das Land überhaupt? Smartphones werden Hin und Her gereicht, mit Landkarten und Fotos. Die Gastgeber wollen auch mehr über unsere Reisen im Iran wissen. Sie selbst waren neben der Hafenstadt Bandar Abbas nur in Teheran und bei Ärzten in Shiraz. Zum gemeinsamen Urlaub fehlt es an Zeit und Geld. Tom, Ruben und Anna machen sich nach drei Tagen zum Ende ihrer Reise auf den Weg nach Persepolis, ich bleibe bei der Familie, um noch mehr über ihr Leben und die Zukunftspläne zu erfahren. Die Verabschiedung fällt beiden Seiten schwer.

Ich erlebe am nächsten Abend eine Art Junggesellinnenabschied. Drei Tage vor einer Hochzeit im Bekanntenkreis der Familie gibt es ein großes Treffen von Nachbarinnen im Elternhaus der Braut. Sie selbst sitzt bedeckt mit grünem Schleier eher unbeteiligt im Wohnzimmer. Unter den Frauen, die das Gelände bis in den Garten hinein sitzend füllen, tragen viele die traditionellen Masken. Es wird getrommelt, gesungen, Kinder laufen umher.

Dazwischen werden in drei Gängen Safran-Kaffee, Saft und Kekse serviert, während wir die Mitgift der Braut vorgeführt bekommen, Schmuck und neu genähte Kleider. Dazu auch bunte Hosen, die an den Beinen unten aufwändig bestickt werden. Die Frauen der Insel tragen fast ausschließlich solche traditionellen Modelle.

Noch spannender für meine Recherche ist der Tag danach, als Fahime einer Einladung zu einem Tourismus-Seminar in die Stadt folgt und mich mitnimmt. Sie fährt kein Auto, ein Bruder ihrer Schwägerin Razie bringt uns zu dem kleinen privaten Institut im Zentrum. Im Seminar-Raum sitzen rund 15 junge Tourismus-Studenten, Fahime fällt unter ihnen auf, auch wenn sie sich eher wie eine Städterin in schwarzem Chador und Hose gekleidet hat. Der Dozent, Mitte 40, kommt von der Festland Universität in Bandar Abbas, und lässt beim PowerPoint-Vortrag immer wieder durch kleine Anekdoten durchblicken, wie viel vermeintliche Erfahrung er in seinem Metier hat. „Wie sollte man am besten ein Paket für Pauschalreisende schnüren? Was meint ihr?“ Ein Student mit modischem Kurzhaarschnitt und schwarzer Hornbrille hebt die Hand, eine andere Studentin hat die Beine übergeschlagen und wippt mit ihrem Marken-Turnschuh in der Luft. Der Kontrast zu Fahime ist groß. Aber auch wenn die Anfang 20-jährigen hier das Fach studieren, bekomme ich das Gefühl, dass Fahime mit ihren wenigen Gästen im letzten Jahr mehr Erfahrung gesammelt hat. Außerdem kennt sie die Insel besser, als die oft aus anderen Teilen des Iran zugezogenen Studierenden. „An welche besonderen Orte würdet ihr denn Touristen im Iran bringen? Wir gehen der Reihe nach, jeder nennt drei Beispiele.“ Der Dozent schaut in die Runde und ist kritisch, vor allem, weil immer wieder bekannte Sehenswürdigkeiten genannt werden. „Ich will Insider-Tipps!“

Dann ist Fahime dran, will aber nichts sagen, sie scheint zu schüchtern zu sein, also zähle ich auf: Das Mausoleum in Torbate-Jam, die zoroastrische Unterkunft in Taft – und Fahime mit ihrer Familie und den Kenntnissen über die Insel. Jetzt wandern die Blicke noch mal anders zu uns.

„Der Kurs hat mir nichts gebracht“, auf der Rückfahrt zeigt Fahime, dass sie sich mehr erhofft hatte. „Die kennen unsere Insel nicht, nennen Isfahan als besonderen Ort, dabei haben wir hier vor der Haustür so viel Spannendes zu bieten.“ Sie erzählt mir von ihrem Traum, ein Haus nach traditioneller Art zu bauen. Mit einem kleinen Landwirtschaftsbetrieb, mit Werkstätten, in denen Stoffe nach alter Art gewebt und daraus Kleider und Hosen genäht werden können, so wie früher. Was hindert sie daran? „Es fehlt nicht nur das Geld. Für uns Sunniten ist es auch schwer, Genehmigungen zum Bauen zu bekommen.“ Auf allen Inseln am Persischen Golf leben in der Mehrheit Sunniten. Wenn das wirklich so reglementiert ist, wie ist dann der Bauboom möglich? „Die kommen doch vom Festland. Die Hochhäuser werden doch

kaum von den Menschen hier gebaut.“ Aber die Einheimischen finden andere Wege sich langsam zu organisieren. Vor meiner Abreise zeigt mir Fahime noch ein Kollaborationsprojekt, bei dem eine ihrer Freundinnen mitmacht. „Wir haben fünf Webstühle von einer Frauen-NGO aus Mashhad geschenkt bekommen. Ein paar Wochen wurden wir eingewiesen, jetzt kaufen wir buntes Garn aus Mashhad und weben Stoff-Schals.“ Wie Fahime und Azam ist die Freundin unverheiratet und lebt bei ihren Eltern. „Ich bin froh, dass ich so finanziell unabhängig von meinen Brüdern sein kann.“ Noch kaufen sie das Garn. „Aber ich weiß, früher wurde das ja auch auf der Insel selbst produziert. Daran wollen wir zusammen arbeiten“, erzählt Fahime. Neben an ist eine kleine Kamel-Farm und kleine Hügel, über die sie Kamel-Austritte anbieten wollen. „Was könnten wir dafür wohl verlangen?“ Die Frauen sind voller Energie und das Prinzip des community based tourism, von dem ich auf der ITB in Berlin ein Jahr zuvor gehört hatte, setzen sie schrittweise in die Praxis um, ohne die Theorie zu kennen. Dabei scheitert so ein Aufbau touristischer Strukturen durch Privatpersonen wieder nur an einer Stelle: An fehlenden Sprachkenntnissen, sobald sie sich auch an Ausländer richten wollen. Als ich mich von der Familie verabschiede, scherzen wir, dass die Zwillinge Hassan und Hossein in ein paar Jahren meinen Job beim Übersetzen übernehmen werden. Spielerische Lernkarten, auf denen Apple, Car oder Sun stehen, liegen auf dem Wohnzimmer-Teppich schon komplett ausgebreitet.

11. Hormuz – Wandel durch Künstler, Backpacker und Hitchhiker

Etwas mehr als eine halbe Stunde dauert es, um von Bandar Abbas nach Hormuz zu fahren. Die meisten Passagiere auf der kleinen Fähre sehen aus wie Tagestouristen, sie haben nur kleine Taschen dabei. So wie das Paar in der Sitzreihe hinter mir. Sie, gebürtige Holländerin, er Iraner. Vor neun Jahren haben sich die beiden während des Studiums in Neuseeland kennengelernt, und sie wohnen immer noch in Auckland. „Wir besuchen meine Familie in Bandar Abbas und fahren zum ersten Mal auf die Insel“, grinst Hormuz, Mitte 30, schwarze Hornbrille. „Wenn ich schon den gleichen Namen habe, wird es auch Zeit.“ – „Und wir haben viel über den farbigen Sand gehört“, schwärmt seine Frau, ein leichtes weißes Kopftuch über den hellbraunen Locken. Abends wollen die beiden wieder zurück, erzählen sie beim Aussteigen, als wir nach 18 Kilometern Überfahrt den Mini-Hafen erreichen. Übernachten ist hier auch schwierig, denn es gibt keine richtigen Hotels in dem dorfähnlichen Städtchen, das auch Hormuz heißt. Am Hafen-Ausgang stehen mehr als 20 kleine Motorräder mit Anhänger, ähn-

lich den Motorikschas in Indien oder Thailand, die man dort Tuk-Tuk nennt. Die sieben mal sechs Kilometer kleine, tropfenförmige Insel umrunden die Fahrer mit Touristen auf den zwei zueinander gerichteten Rückbänken in ein paar Stunden, je nachdem wie viele Zwischenhalte man wünscht. Unter den rund 4.000 Einwohnern sind die Frauen ähnlich farbenfroh gekleidet, wie auf der Nachbarinsel Qeshm. Über die Landschaft hatte ich im Vorfeld gelesen, dass sie ebenfalls mit farbigem Sand bedeckt ist, dem einmal im Jahr ein Sandfestival gewidmet wird. Dazu ist in Reiseführern die Rede von Felsformationen, von Landschaften mit Roteisenoxid- und Salzvorkommen. Soweit die Natur. Was die Geschichte angeht, ist Hormuz, auch wenn es klein ist, eigentlich die berühmteste der iranischen Inseln. Die Lage hier an der engsten Stelle des Persischen Golfes machte im Mittelalter die Kontrolle der Schifffahrtsstraße möglich. Der gesamte Handel mit Indien, den Golfemiraten und Fernost wurde über Hormuz abgewickelt. 1507 eroberten die Portugiesen die Insel und beherrschten den lukrativen Handel mehr als 100 Jahre. Erst unter Shah Abbas konnte Hormuz 1622 mit Hilfe der britischen Marine zurück erobert werden. Ein Relikt dieser Zeit liegt einen Kilometer vom Hafen entfernt. Die 1515 erbaute sandfarbene, rötlich schimmernde Portugiesische Festung, deren Ruinen noch gut erhalten sind. Davor verkaufen Frauen aus Hormuz Souvenire. Neben aus kleinen Muscheln zusammengesetzten Tierfiguren, die offenbar aus China importiert sind, auch mit Sand gemalte Bilder zwischen zwei Glasscheiben. Darunter auch Frauenportraits, die wie Selbstbildnisse aussehen, die Gesichter mit buntem Chador umhüllt und mit traditionellen Masken um den Augen.

Sie gehen zurück auf ein Projekt, dass der iranische Künstler Ahmad Nadalian vor acht Jahren auf der Insel angefangen hat. „Er hat einheimische Frauen dazu gebracht zu arbeiten, und das kreativ“, erzählt ein Mitarbeiter im kleinen Paradise Art Center, das Nadalian 2009 in einem heruntergekommenen Gebäude mit Familie und Unterstützern aufgebaut hat. Vier Jahre hat er dafür gebraucht, jetzt ist es eine Art Museum, das unweit der Festung liegt. Die Mauern der Gassen auf dem Weg dahin sind mit bunten Figuren und Sprüchen auf Farsi und Englisch bemalt. Mit roter Farbe steht an einer grauen, bröckelnden Wand – „from little things big things grow“. Das bringt die Idee des Künstlers eigentlich auf den Punkt. „Dr. Nadalian hat am Anfang selbst mit den verschiedenen Sandfarben der Insel eigene Bilder gestaltet, dafür ist er in den Wintermonaten aus den Bergen im Norden Irans hergekommen. Offiziell heißt es, auf Hormuz gäbe es 76 Farben, wir haben aber schon 104 verschiedene gefunden“, der Museumsmitarbeiter zeigt auf ein Regal mit kleinen Glasflaschen. Von schwarz-silber schimmernd, über weiß, gelb, dunkelgrün und feuerrot sind verschiedene Schattierungen darunter. Momentan ist Nadalian, der nach einem Kunststu-

dium in Teheran seinen Doktor-Titel in England erworben hat, wieder in der Hauptstadt, der 54-Jährige pendelt. Also führt sein Mitarbeiter weiter aus. „Im nächsten Schritt ging es Dr. Nadalian darum, das Potential der Insel den Bewohnern näher zu bringen. Er wollte vor allem die Frauen unterstützen und hat ihnen im Kunstzentrum beigebracht, aus dem farbigem Sand Zeichnungen auf Glasplatten zu machen, oder auch aus alten bunten Stoffresten von Frauenhosen, die auf Hormuz bisher im Meer entsorgt wurden.“ Ein Zimmer im Museum ist diesen aufwändig bestickten Hosen in Farben wie pink, türkis oder lila, gewidmet. Auch aus den alten Stoffen werden Frauenportraits auf Glasplatten geklebt. Ohne Unterstützung seitens der Inselverwaltung hat er so an die 40 Frauen der Insel eingearbeitet, die ihre Werke an der Portugiesischen Festung selbstständig verkaufen. „Ich finde das gut, andere beschwerten sich über den Einfluss des Künstlers“, erzählt später einer der Tuk-Tuk-Fahrer, mit dem ich später die Insel erkunde. Nadalian wurde auch offen angefeindet, wie er in einem kurzen Film erzählt, der interessierten Museumsbesuchern gezeigt wird. Er hat sich nicht abschrecken lassen, hat mit lokalen Künstlern im Rahmen eines jährlichen Sandfestivals große farbige Sand-Teppiche am Strand gestaltet. Das passt zu seinem Verständnis als sogenannter Umwelt-Künstler. „Ich möchte eine Balance zwischen Kunst und Umwelterziehung erreichen“, schreibt er im Begleitheft zum Kunstzentrum, das den Titel „Der Weg zum Paradies“ trägt. Nadalian hat vor den Arbeiten mit Sand mit Stein-Skulpturen gearbeitet. Die Gravuren auf Steinen in der Natur nennt er ready made sculptures – der Form der Steine entsprechend, sind darauf Menschen, Fische oder Vögel zu sehen. Ihm scheint die ökologische Botschaft wichtig zu sein, die er bei Performances und Ausstellungen in über 40 Ländern präsentiert hat. Er gibt an, dass die Inspiration für seine Arbeit alte persische Werke sind. Im Museum sind Bilder von Frauen und Männer zu sehen, deren Gesichter und Hände er mit der roten Erde der Insel bemalt hat. Dann gibt es Darstellungen, wie Nadalian mit einem Fahrrad große Kreise am flachen Strand entlang fährt. Die Reifen sind Anfertigungen, die wie Stempel funktionieren, so bleiben Abdrücke von Fischen oder Krabbenmustern im Sand. Diese Form der nachhaltigen temporären Malerei nennt er cylinder print. „Ich hoffe, eins zu werden mit der Natur. Ich möchte die Dinge, die mich umgeben, verstehen und ich suche nach einem Ausgleich zwischen meiner Kunst und der Ordnung im Universum“, sagt er im Einführungsfilm. Über sein Schaffen wurde in den letzten Jahren immer wieder in iranischen Medien berichtet. Mit mir im Museum ist ein Wirtschaftsprofessor mit seinem 14 Jahre alten Sohn. Sie sind eigentlich auf Reisen in Bandar Abbas und machen den Tagesausflug zur Insel nur wegen des Künstlers. „Wie kommt das bei den Einwohnern von Hormuz an?“, will ich wissen. „Hat es Nadalian als Außenstehender

nicht schwer akzeptiert zu werden?“ Der Museumsmitarbeiter nickt. „Aber sie gewöhnen sich immer mehr daran, und viele sehen auch die Vorteile.“ Dem Künstler hat die Insel auch eine detaillierte Faltkarte zu verdanken, auf der die besonderen Naturformationen der Insel alle eingezeichnet sind. Seit Bilder von dieser besonderen Wildnis auf 42 Quadratkilometern auch im Internet immer mehr die Runde machen, lockt Hormuz langsam immer mehr iranische, aber auch ausländische Backpacker an.

Ich treffe einige in dem an der Strandpromenade gelegenen Café Gilak, nur zehn Minuten vom Museum entfernt. Vor fünf Jahren wurde das kleine Wohnzimmerartige alternative Café von einem Paar aus Teheran eröffnet. See you in Iran Mitglieder hatten es mir empfohlen, um über die Betreiber eine private Unterkunft auf der Insel zu finden. Das Paar hilft auch das jährliche Sandfestival der Insel zu koordinieren. Aber bevor sie mir eine Schlafmöglichkeit vermitteln, komme ich mit zwei etwas hippieartigen Jungs ins Gespräch. Siamak, Batik-T-Shirt und Traumfänger-Kette. Mohammad, der sich Momo nennt, Stirnband um die Locken, hat das Seiteninstrument Saz in einer Tasche über der Schulter hängen. Momo reist schon länger durch den Iran. Wie er das finanziert? „Ich mache Musik auf der Straße und verkaufe selbstgemachten Schmuck. Ketten, oder solche Armbänder“, er zeigt auf sein vollbehangenes Armgelenk. An den Bändern hängen Muscheln und kleine Steine von der Insel. Momo hat Mathematik studiert, hat aber keine Arbeit gefunden, irgendwann auch keine Lust mehr gehabt zu suchen. Auf Hormuz ist er seit einigen Wochen, hat hier eine kleine Wohnung gemietet und lädt mich spontan ein, da zu übernachten. „Zwei andere Backpackerinnen und Siamak sind auch da.“ Eigentlich arbeitet Siamak in dem Kleidergeschäft seiner Familie in Shiraz, aber sobald er Zeit hat, packt er seinen Rucksack und fährt los. Die beiden kennen sich von anderen Reisen. „Seit drei, vier Jahren gibt es immer mehr Hitchhiker im Iran. Wir organisieren uns über Telegram-Gruppen.“ Sie verabreden so zu welchen Orten sie fahren wollen. Dann treffen sich Hitchhiker aus einer Gegend oder Stadt an der Autobahn und versuchen gemeinsam eine Mitfahrgelegenheit zu bekommen. „Meistens fahren wir mit LKW-Fahrern, die langweilen sich und haben Platz für drei bis vier Leute.“ Diese Form des kostengünstigen Reisens ist noch neu im Iran, erzählen sie mir auf dem Weg zum Ortskern. „Ich habe gehört, dass französische Touristen auf der Durchreise vor ein paar Jahren damit angefangen haben“, mutmaßt Siamak, es gibt verschiedene Theorien dazu. Der zentrale Supermarkt ist der Treffpunkt der iranischen Backpacker, auch ein paar ausländische Touristen sind darunter. Zwei portugiesische Frauen und ein Mann erzählen, dass sie in der Schulzeit früher viel über die Insel gehört hatten. „Das ist ein historisch sehr wichtiger Ort für Portugal, wir wollten unbedingt herkommen, als Teil einer kurzen Iran-Rundreise. Was für ein

wunderschönes Land!“ Die drei sind euphorisch. Als ich am nächsten Tag die Insel mit einem der Tuk-Tuk-Fahrer umrunde, verstehe ich, warum. Die Berge sind farbig, der höchste wird Damawand von Hormoz genannt und ist weiß-grau. Aber es gibt auch grün-schimmernde und rötliche Felsen, nicht weit davon ein Regenbogen-Tal mit verschiedenen Sandfarben-Kombinationen, und eine kleine gelbe Strömung zwischen weißen Salzkristallen, die Safran-Fluss heißt. Ockerfarbene Steinformationen tragen den Titel Tal der Figuren. Mit etwas Phantasie sind beispielsweise Drachen, zwei Schwestern oder ein Phönix an den Spitzen der Steine zu erkennen. Es gibt Salzhöhlen, die innen denen auf der Nachbarinsel Qeshm ähnlich sehen. Was aber sehr unterschiedlich ist, sind die verschiedenfarbigen Strände. Auf wenigen Quadratmeter ist ein Strand mal feuerrot und färbt das Wasser auch fast blutig. „Das wird für die Kosmetikindustrie genutzt, und auch in arabische Staaten exportiert“, erklärt der Fahrer Afsar. Ein paar hundert Meter weiter liegt dann silber-schwarzer Sand, der nachts im Mondlicht funkelt. Ein Abschnitt nennt sich Mofanegh, er ist nur zu Fuß oder mit Booten zu erreichen, und zwischen sandfarbenen Fels- und Kraterlandschaften spritzen immer wieder Wasserfontänen in die Luft. Etwas weiter gibt es steile Abhänge zum Meer. „Da sind Schildkröten“, zeigt Afsar auf das Wasser. „Wir haben auf der Insel auch Gazellen und Flamingos, aber es braucht etwas Glück sie zu sichten.“ Er ist 27 Jahre alt, klein, schwächling und seine Haut ist tiefbraun gebrannt. Um Frau und Tochter zu versorgen, fährt er drei Monate im Jahr Touristen auf dem Motorrad oder dem erweiterten Tuk-Tuk-Modell für einige Stunden über die Insel. Die restliche Zeit arbeitet er auf großen Fischfang-Booten im Persischen Golf. Ich frage ihn, was er von den Backpackern hält. „Sie wandern überallhin und sind so begeistert von unserer Insel. Ich habe mich mit einem älteren angefreundet. Hosein ist schon fast 60, aber noch schnell unterwegs. Jedes Jahr, wenn er kommt, ruft er mich vorher an. Jetzt ist er das vierte Mal da und bleibt für mehrere Wochen.“ Die Wohnung hat Afsar ihm vermittelt. „Ich nenne ihn schon Onkel Hosein, Amu, weil er fast schon zur Familie gehört. Wenn ich Zeit habe, begleite ich ihn beim Wandern.“ Zusammen haben sie einen versteckten Eingang zu einer Salzhöhle gefunden, die kaum jemand kennt. Afsar zeigt sie mir stolz. Er hat früh geheiratet, wie viele auf der Insel. Viel Freizeit hat er nicht, weil er auch seine Mutter mitversorgen muss. „Das Leben auf der Insel ist nicht einfach. Wir haben kein Wasser, müssen Kanister vom Festland kaufen.“ Er hofft darauf, dass mit den Touristen sich auch das Einkommen verbessert. „Andere auf Hormuz sind skeptisch, sie befürchten, dass sich mit den Ausländern unser Leben verändert. Oder dass unsere Frauen auf falsche Gedanken kommen, wenn sie an Souvenirs arbeiten und Geld verdienen. Aber ich finde das gut. Das bringt uns weiter.“ Er selbst würde am liebsten Touren auf Englisch anbie-

ten, weil er sich auf der Insel so gut auskennt, aber er kann die Sprache nicht. Dafür bewegt der Austausch mit den iranischen Städtern, die immer mehr herkommen, auch schon viel, meint Afsar. „Sie verändert unseren Blick auf das Festland. Wir haben ja selbst kaum die Möglichkeit zu reisen.“

Den Kontakt zwischen jungen Iranern und Inselbewohnern beobachte ich auch vor dem Supermarkt. Eine kleine Gruppe hat sich verabredet, nachts zusammen an den Strand zu fahren, ich darf sie begleiten. Unter den Backpackern sind auch zwei junge Frauen. Narges ist mit 19 Jahren das Nesthäkchen der Gruppe. Sie ist aus dem religiösen Mashhad angereist, hat einen Kurzhaarschnitt, trägt ein dunkelblaues Kopftuch und eine schwarze Brille. „Für ein paar Monate war ich die jüngste in der Hitchhiker-Telegram-Gruppe, jetzt ist ein 17 Jahre alter Typ aus Hamadan dazu gekommen.“ Es ist ihre dritte Reise, sie ist ganz angetan. „Ich wusste nicht so viel von der Natur unseres Landes. Aber am besten ist eigentlich, dass man so viele neue Leute kennenlernen kann, die ähnlich ticken.“ Sie und die 31 Jahre alte Mina, lange Locken unterm weißen Kopftuch, kichern wie beste Freundinnen, kennen sich aber erst seit ein paar Tagen. „Mit dem Rucksack zu reisen ist im Iran immer noch etwas Besonderes. Wenn ich am Anfang in Teheran mit meinem Rucksack am Straßenrand stehe, schauen die meisten Autofahrer schon komisch. Deshalb fahre ich nie alleine los und verabrede mich immer.“ Mina ist Kurdin, hat lange als Journalistin fürs Fernsehen gearbeitet. Dann wurden die Arbeitsbedingungen schwieriger. Sie lebt mit ihrer Mutter zusammen in einem Vorort der Hauptstadt. „Früher bin ich mit Freunden eher luxuriös gereist. Wir waren immer in Hotels, sind in Restaurants essen gegangen und hatten ein eigenes Auto dabei. Dann hat sich einiges in meinem Leben verändert, ich habe mit der Arbeit aufgehört. Als mich ein Freund in die Telegram-Gruppe aufgenommen hat, haben mir die Fotos in der Natur so gut gefallen. Alle sahen so entspannt aus.“ Mina ist dann mit zu einer Reise, bei der sich mehrere Iranerinnen und Iraner zum Zelten und Wandern an einer alten Burg im Norden Irans verabredet hatten – es kamen unerwartet mehr als 200. Sie zeigt mir ein kurzes Video auf dem Handy, dass Teilnehmer von dem Treffen zusammengeschnitten und mit Musik unterlegt haben. Reihenweise bunte Zelte, dazwischen junge Frauen und Männer in ihren Trekking-Klamotten. Tagsüber an der Burg, abends am Lagerfeuer. „Dieses Gefühl war unglaublich, ich hatte kein Zelt und keinen Schlafsack, also hat mir einer aus der Telegram-Gruppe beides mitgebracht.“ Wildcampen hat im Iran eine lange Tradition, vor allem zu den zweiwöchigen Neujahrsferien Ende März reisen viele iranische Familien und zelten auch in den großen Städten in Parks. Auch in der Kombination mit Wandern und Klettern waren iranische Studentinnen und Studierende zu Shah-Zeiten zu längeren Ausflügen gemeinsam in den Bergen. Letzteres änderte sich in der

Islamischen Republik, aber langsam scheinen junge Iraner wieder Wege für diese günstige Art der Freizeitgestaltung zu suchen. „Wir helfen uns aus, jeder bringt was zu essen mit, es ist ein großes Gemeinschaftsgefühl. Ich glaube, uns verbindet der Wunsch, raus aus den luftverschmutzten Städten in der sauberen Natur zu sein, und wir haben alle Lust auf Abenteuer.“ Mina zeigt mir noch ein Video, wie sie hinter dem Steuer eines LKWs sitzt und auf der Landstraße fährt. „Der Fahrer hat mich und zwei Freundinnen nach Bandar Abbas mitgenommen und uns das nach einiger Zeit angeboten. Ich war so aufgeregt, wollte es aber unbedingt ausprobieren“, lacht Mina.

Später am im Mondlicht silberglänzenden Strand sitzen die Einheimischen, meist schon verheiratete Familienväter Mitte 20 und die jungen iranischen Rucksack-Touristen zusammen am Wasser, rauchen, trinken und erzählen sich verschiedene Geschichten. „Wir haben uns mit einigen hier auf Hormuz richtig angefreundet, einer will mich in Shiraz besuchen kommen“, erzählt mir Siamak, den ich als ersten am Café kennengelernt hatte. „Einige laden uns zu ihren Hochzeiten ein, gestern Abend war wieder eine Feier. Dann gibt es auf der Insel spirituelle Rituale, Maraseme Zar, da werden Kranke durch Gesänge wie durch einen Zauber befreit. Auch da nehmen uns die Jungs mit, zeigen uns alles, was in ihrem Leben wichtig ist. Siamak zeigt mir später auch ein kleines Camp von Backpackern, vier Zelte, dazwischen ein Lagerfeuer. Momo ist da und spielt auf der Saz.

Die Insel bietet Freiräume, weil sie noch Geheimtipp ist, und die staatlichen Kontrollen noch nicht so ausgeprägt scheinen. Aber vielleicht verändert sich das mit mehr Reisenden auch. Als ich am nächsten Tag wieder zum Bootssteg will, laufe ich an einer Baustelle vorbei. „Wir wollen hier ein Café und einen Fahrrad-Verleih aufmachen“, erklärt mir der junge Architekt. „Das ist ein Zusammenschluss aus Teheraner Freunden, die hier investieren. Gib der Insel noch zwei Jahre, dann kommt der große Touristen-Boom.“

12. Gilan – Öko-Tourismus am Kaspischen Meer

Um von Süden wieder in den Norden Irans zu kommen, fliege ich nach Teheran und nehme dann einen Bus nach Tschalus, einem kleinen Ort am Kaspischen Meer, nach dem auch die kurvenreiche Strecke über die Berge benannt ist. Von Tschalus aus geht es in einem kleineren Bus die Küste in nördlicher Richtung hoch, vorbei an Orangenplantagen bis zu dem kleinen Dorf Qasemabad-e Solfa in der Provinz Gilan. Noch ein Tipp von dem Ausflug nach Taft. Der auf Öko-Tourismus spezialisierte Touristenführer hatte mir mehrere Ecolodge-Projekte genannt, und vor allem die kleine Unterkunft namens Gileboom empfohlen. Ein kleines Holzhaus am Rande des

Dorfes, vor der Tür begrüßen mich die Besitzer Mahin und Khosro. Das Ehepaar, Mitte 30, ist vor vier Jahren hierhergezogen. Sie haben sich im Ingenieursstudium in Teheran kennengelernt, sie mit Schwerpunkt Computertechnik, er Schiffsbau. „Wir sind damals Teil einer Bergsteiger- und Wandergruppe an der Uni gewesen. Nach dem Studium haben wir uns mit einigen aus der Gruppe weiter an den Wochenenden getroffen, sind durch den Iran gereist“, Khosro schenkt seiner Frau und mir Tee ein. Dann erzählen sie zusammen, wie sie bei einer dieser Touren 2011 in einem Dorf der süd-östlichen Provinz Sistan-Baluchestan, an der Grenze zu Pakistan, eine Frau getroffen haben, die ihr Leben veränderte. „Die Baluchin Mah-tab Norouzi ist für ihre traditionellen Näharbeiten bekannt, und wir waren entsetzt sie zu besuchen und zu sehen, in welchen armen Verhältnissen diese Frau lebt. Ihre Lebensbedingungen waren so hart, das hat uns alle sehr mitgenommen. Zurück zu Hause haben wir überlegt, wie kann man die traditionelle iranische Handarbeit unterstützen? Wie können wir Frauen wie Mah-tab helfen?“ Gemeinsam mit einer Freundin, die weiterhin in der Hauptstadt lebt, haben sie sich dann überlegt, wie sie mit einem Tourismus-Projekt die Handarbeit im Iran fördern und bekannter machen können. Mit der Zeit entstand die Idee, eine Ecolodge zu gründen, um dort Handarbeit zu verkaufen und darüber aufzuklären. „Wir haben dafür nach einem Ort gesucht, der auch von der Natur her attraktiv ist. Und nicht weit entfernt von Teheran. Da war das Kaspische Meer naheliegend.“ Das Dorf, in dem sie damals die Näherin getroffen hatten, hieß wie der Ort hier auch Qasemabad. Das sah das Paar als kleines Zeichen und so gaben sie ihre gutbezahlten Bürojobs auf, um sich ganz dem ökologisch verträglichen Tourismus zu widmen. „Uns hat in der Provinz Gilan vor allem die reiche Kultur interessiert. Hier gibt es vielfältiges Handwerk und unser Dorf liegt zwischen dem Kaspischen Meer und den Bergen“, erklärt Mahin ihre Entscheidung. Aber es war nicht nur einfach, sie haben sich auch einige Zeit genommen, die Einheimischen von ihrer Idee zu überzeugen und sie mit einzubinden. Im Laufe der Zeit haben sie sich ein Netz von Werkstätten in der Umgebung aufgebaut, unter anderem zu Webereien, Töpfereien und Teeplantagen. „Wir bieten den Touristen an, 16 verschiedene Gewerke aus der Nähe sehen zu können. Besonders bekannt ist das Weben von den traditionell bestickten Stoffen, die Chadorshab genannt werden. Nachmittags schicken sie mich zu einer Nachbarin im Dorf, die im Kleinen an ihrem Webstuhl produziert und mir eine Auswahl an Taschen und Tüchern zeigt. Die Stoffe haben intensive Farben, unter anderem dunkelgrün, kirschrot, kaiserblau und sonnengelb. „Die Motive sind sehr alt, sie symbolisieren die Natur, wie die Zelkoven Bäume in unserer Region, oder die Harken, mit denen wir das Feld bearbeiten.“ Hinter ihr hängt ein altes Tuch. „An den Mustern orientiere ich mich“, erklärt

die 45-Jährige. Sie hat die Arbeit von ihrer Mutter gelernt, aber lange wenig genäht. Erst seit Gileboom eröffnet hat, lohnt es sich wieder zu produzieren, weil die Reisenden gerne Souvenirs kaufen. „Die Kissenbezüge werden oft gekauft.“ Es scheint, als hätten Mahin und Khosro ihr Ziel in Teilen erreicht, sie organisieren für die Gäste der Ecolodge auch größere Touren, nicht nur zu größeren Werkstätten und Manufakturen, sondern auch in die Berge. Gemeinsam mit einer 63-jährigen polnischen Touristin fahren wir am nächsten Tag in den angrenzenden Wald. „Wir haben bewusst kein Auto und bestellen immer einen Fahrer aus dem Dorf. Das gehört auch zu unserem Prinzip, die Einheimischen in unser Projekt so oft es geht einzubinden und für Arbeit zu sorgen“, erklärt Mahin auf Englisch auf der Rückbank, während Khosro vorne sich mit dem Fahrer über das anstehende persische Neujahrsfest unterhält. Die Polin reist alleine durch den Iran, lässt sich die Tour von einem Reiseveranstalter aus Teheran organisieren. „Ich war gestern bei einer Näherin, die einen größeren Betrieb hat. Die junge Frau, die die Werkstatt leitet, ist offen, mutig und sehr engagiert. Es ist so fantastisch zu sehen, wie sie die lokal ansässigen älteren Frauen in die Arbeit einbindet.“ Vom Iran ist die Rentnerin, die früher im Marketing gearbeitet hat, sehr angetan. „In Polen macht sich meine Familie Sorgen, es gibt so viele negative Vorstellungen vom Iran. Aber ich schreibe jeden Abend in meinem Blog, veröffentliche da Fotos, die zeigen andere, bunte Eindrücke, die nichts mit den Klischee-Vorstellungen zu tun haben.“ Im Wald angekommen zeigen uns Mahin und Khosro verschiedene Wildkräuter und erklären die feucht-grüne Vegetation am Kaspischen Meer. Wenn am Wegesrand Müll liegt, wie etwa eine Chips Tüte, dann sammeln sie es auf in einem Reissack, den sie auch auf dem Weg gefunden haben. „Umweltverschmutzung ist ein großes Problem im Iran. Wir wollen die Bevölkerung dafür sensibilisieren und sprechen auch mit der lokalen Verwaltung darüber. Plastikmüll versuchen wir so wenig wie möglich zu produzieren. Recycling ist uns wichtig, genauso wie Mülltrennung, dafür haben wir im Garten auch einen Kompost“, erzählt Mahin beim Wandern.

Später gehe ich noch eine Runde alleine um die am zweistöckigen Gileboom Haus angrenzenden Felder. Es gibt laminierte Karten für die Gäste, damit sie kleine Ausflüge auch alleine machen können. Die Region Gilan ist für den Reisanbau bekannt, er macht fast 70 Prozent der Landwirtschaft hier aus. Aber mir fällt auf, dass in der Karte als erstes Kiwi-Bäume eingezeichnet sind. Mit der kleinen, grünen, ursprünglich aus China stammenden Stachelfrucht hatte ich am Kaspischen Meer nicht gerechnet. „Die Ernte ist dieses Jahr schlecht ausgefallen, wegen des Frostes“, erklärt mir der ergraute Bauer zwischen den kahlen Kiwi-Bäumen und lächelt trotzdem dabei, vielleicht weil ich so staune. Von den Kiwis aus blickt man auf mehrere

unbepflanzte Reisfelder, Enten sind als Vorbereitung für die Saat schnatternd dabei, Würmer aus dem nass-matschigen Boden zu wühlen. Ich stehe zum ersten Mal neben Kiwi-Bäumen. Sie sind 1,80 bis 2 Meter groß, haben einen dünnen grauen Stamm und die vielen kahlen Äste liegen vertikal auf einem schwarzen Kabelnetz. „Wenn sie auf dem Boden hängen, verderben die Früchte“, der Bauer zeigt auf die Konstruktion und erzählt, dass er seit sieben Jahr auf Kiwis umgestellt hat, insgesamt 76 Bäume. Vorher war das eine Tee-Plantage. „Das Blätter pflücken drei Mal im Jahr war viel anstrengender und teurer, als die Kiwi-Ernte. Ich habe dafür viel mehr Helfer gebraucht, und der Preis für Tee ist immer weiter gesunken.“ In den letzten drei Jahren mussten drei Tee-Manufakturen in der Umgebung schließen. Rund 100 Leute haben dadurch ihre Arbeit verloren. Auch wenn es das Nationalgetränk der Iraner ist, viele kaufen lieber Sorten aus dem Ausland. Vor allem aus Indien, sagt der Bauer. Ein paar Tee-Pflanzen gibt es bei den Nachbarn noch. „Ein Kiwi-Baum gibt fast 200 Kilo Früchte, insgesamt sind es mehrere Tonnen. Wir exportieren einen Großteil, meine Kiwis gibt es auch in Deutschland.“ Der Kiwi-Anbau im Iran hat vor etwa zehn Jahren angefangen. Nicht nur die EU wird beliefert, sondern auch Länder im Nahen und Mittleren Osten, Asien und Russland. „Der Winter war sehr kalt, wir mussten viele Kiwis ins Wasser werfen.“ Das erklärt die einzelnen Früchte, die ich nachher am Strand entdeckte. Auch verdorbene Orangen landen hier, von den Flüssen aus führt alles ins Kaspische Meer. „Die Fruchtsäure ist nicht wirklich gut für die Natur“, meint nachher Khosro beim Abendessen. „Wir müssen eben noch mehr über Umweltschutz reden.“ Nachhaltigkeit ist beim Aufbau von Gileboom ein wichtiger Aspekt gewesen. Sie arbeiten mit erneuerbarer Energie, haben Solardächer, nutzen aber auch traditionelle Mittel. „In all unseren Räumen liegen Filz-Teppiche auf dem Boden. Die werden in der Region gewebt. Wir wollen die Besucher darauf aufmerksam machen, dass es früher ebenso effiziente Materialien gab, die man auch heute noch nutzen kann“, sagt Mahin. Gäste sind entweder Ausländer, wie die Polin, oder Iranerinnen und Iraner aus den Großstädten, beide Gruppen erreichen sie vor allem durch ihre Internetseite und bei Instagram. Mehr als 70 Prozent der Bevölkerung lebt in den urbanen Teilen des Landes. Im Eco-lodge wollen sie traditionelles Handwerk der ländlichen Gegenden bewahren. In der Küche gibt es ein Regal voll von bestickten Stoffen, Kinderspielzeug aus Holz oder Ton-Krügen, alles in ihrem Umfeld produziert. „Wir bringen den Reisenden auch die kulturellen Bräuche der Region näher, die leider oft in Vergessenheit geraten sind, Lieder und Gedichte auf Gilaki“, die Sprache der Provinz Gilan. Ob das Paar nicht auch das Großstadtleben vermisst, will ich am Ende wissen. „Es gibt viele schöne Seiten am modernen

Leben, aber uns ist es wichtiger, die Tradition zu erhalten und hier die Kultur zu fördern“, fasst Mahin noch mal ihr idealistisches Projekt zusammen.

13. Erkenntnisse

Als Teil der „Achse des Bösen“ wurde der Iran 2002 vom damaligen US-Präsidenten George W. Bush gebrandmarkt. Ein Land, das wie der Irak Terroristen unterstützen und nach Massenvernichtungswaffen streben würde. Als amerikanische Truppen in den Nachbarstaat einmarschierten, wie zuvor in Afghanistan, herrschte in der iranischen Bevölkerung lange Zeit die Sorge vor einer militärischen Auseinandersetzung auch in ihrem Land. 15 Jahre später erklärt der US-amerikanische Flugzeughersteller Boeing 60 Jets im Wert von 3 Milliarden Dollar an den Iran zu verkaufen. Noch steht die Genehmigung von Präsident Donald Trump aus, dennoch zeigt allein die Absichtsbekundung zu diesem Deal im Juni 2017, wie sich das Verhältnis zwischen der Islamischen Republik und den USA verändert hat.

Veränderung ist auch das wiederkehrende Motiv, das mir bei der Recherche Anfang 2017 im Iran auf verschiedene Weise begegnet ist. Die Öffnung zum Westen hin unter Präsident Rohani dank des Atomabkommens ist deutlich zu spüren. Auch wenn sie nicht so weit geht, wie Teile der vor allem jungen Bevölkerung sich das wünschen, und auch wenn sie wirtschaftlich bisher keine grundlegende Verbesserung bewirkt hat. Die deutliche Wiederwahl Rohanis im Mai 2017 zeigt, dass die Mehrheit der Iranerinnen und Iraner den Kurs der Öffnung befürwortet und verstärken will. Diesen Wunsch habe ich in verschiedenen Teilen des Landes immer wieder gespürt. Er wird auch durch den wachsenden Tourismus im Land befördert, weil dabei oft Begegnungen im Kleinen entstehen. In Cafés, Hostels und Hotels, an den Sehenswürdigkeiten des Landes, aber meist auch zufällig auf der Straße, in Bussen oder in Restaurants. Die iranische Bevölkerung hat durch die Sanktionen eine wirtschaftliche Phase der Isolation hinter sich, aber auch Reisende sind dem Land seit der Islamischen Revolution vor 38 Jahren lange fern geblieben. Auf privater Ebene findet ein neuer Austausch statt, und die wachsende Zahl der Touristen birgt auch neue Geschäftsfelder. Das kann für die iranische Bevölkerung zum Nachteil werden, wenn teilweise Freizeitorde, wie die nahe der Hauptstadt gelegenen Skipisten in Dizin, teurer werden. Aber es ergeben sich überwiegend positive neue Möglichkeiten, wie das Zoroastrier Museum in Yazd, das mitunter durch das Interesse ausländischer Touristen überhaupt erst möglich wurde. Ähnlich wie das Beleben und Verkaufen von traditionellem iranischem Handwerk bei Gileboom in Gilan. Die kleine Unterkunft am Kaspischen Meer in Qasemabad-e Solfa

hat eine Gemeinsamkeit mit der Ecolodge in den Bergen von Taft und dem Camp nahe der Wüste in Shahdad. Sie werden vom Staat auch als Chance erkannt und in Teilen finanziell gefördert. Anfang 2017 erklärte die Leiterin der Behörde für Kulturerbe, Handwerk und Tourismus (CHTHO) Zahra Ahmadipour, dass 530 Eco-Tourismus-Projekte seit 2013 staatlich gefördert wurden, mehr als die Hälfte allein im vergangenen Jahr. Ahmadipour betont die Chance solcher Projekte, neue Arbeitsplätze zu schaffen. Die staatliche Förderung für Tourismus im ökologischen Bereich ist jedoch sehr klein im Vergleich zum anhaltenden Ausbau der Pilger-Stadt Mashhad. Der Fokus auf die Staatsreligion ist in der Islamischen Republik auch im touristischen Kontext deutlich. Schiitische Geschichte und Tradition wird nicht nur in Mashhad aufwändig inszeniert, sowohl für das eigene Volk, als auch für ausländische Touristen. Diesen groß angelegten, auch politischen Vorhaben stehen kleine Bewegungen in der jungen Bevölkerung gegenüber, wie die Hitchhiker, die sich über Telegram organisieren. Iraner sind generell sehr internetaffin, langsam setzen sie es auch im touristischen Kontext ein. Durch soziale Netzwerke wie Couchsurfing, Facebook, Instagram oder Tripadvisor ergeben sich neue Möglichkeiten des sichtbar Werdens, der Kommunikation und der Begegnungen. Es ergeben sich neue Freiräume, die Veränderungen im Kleinen schaffen. Auch neue Arbeitsmöglichkeiten werden auf diese Weise geschaffen, und selbst nicht im Internet aktive Iraner und Iranerinnen, wie die Familie auf Qeshm, entwickeln Ideen für neue Erwerbsquellen durch Reisende.

Vor Präsident Rohani war die Haltung der konservativen Regierung gegenüber ausländischen Touristen, dass sie „eine kulturelle Invasion des Westens“ auslösen könnten, erklärte der frühere CHTHO-Vorsitzende Mohammad Ali Najafi 2013 im britischen Guardian. Präsident Rohani vertrete eine andere Meinung, so Najafi. Seine Regierung unterstütze den Wirtschaftszweig Tourismus und lockere die Einreisebestimmungen. Diese politisch offene Haltung ist aktuell deutlich im Iran zu spüren. Die Frage ist, wie sie sich entwickeln wird nach dem ersten Anschlag des Islamischen Staates auf den Iran am 7. Juni 2017 in Teheran. Auch ob die Zahl der am Iran interessierten westlichen Touristen nach den Angriffen auf das iranische Parlament und das Grabmal des Revolutionsführers Khomeini weiterhin steigen wird, wie in den vergangenen zwei Jahren, ist fraglich. Dem iranischen Tourismus-Sektor könnte eine ähnlich angespannte Lage wie in der Türkei bevorstehen. Auch durch die Anspannung am Persischen Golf, verstärkt durch die Auslandsreise des US-Präsidenten Trump nach Saudi-Arabien, dem Erzfeind des Iran, und seiner drohenden Rhetorik gegenüber der Islamischen Republik. Präsident Rohani ist außenpolitisch diesem Druck ausgesetzt, der durch die politische Isolation des verbündeten Katar am Golf noch weiter

vorangetrieben wird. Innenpolitisch muss Rohani seinen Kurs der Öffnung gegenüber konservativen Hardlinern verteidigen.

Trotz dieser Konflikte ist schon jetzt ein Wandel im Iran durch die westlichen Touristen zu erkennen. Durch die wachsende Präsenz westlicher Ausländer entwickelt sich bei vielen Iranerinnen und Iranern der Wunsch, ihre Sprachkenntnisse auszubauen, vor allem Englisch zu lernen, um mit den Reisenden kommunizieren zu können. Die Sprache ist bisher die größte Hürde, um noch mehr Austausch möglich zu machen. Mit der Zeit normalisiert sich aber auch der Anblick von westlichen Ausländern in den Großstädten. Während ich im Herbst 2016 in Yazd beobachten konnte, dass zwei große blonde deutsche Männer auf der Straße wie Stars von vorbeifahrenden Auto- und Motorradfahrern hupend begrüßt wurden, war ein halbes Jahr später die Euphorie gegenüber den drei holländischen Reisenden schon weniger überschwänglich. Der Blick auf das Gegenüber verändert sich. Die iranische Bevölkerung, die sich überwiegend Reisen ins Ausland weder leisten kann, zudem schwer Visa bekommt, kann durch die Touristen mehr über fremde Kulturen erfahren. Das passiert oft eher zufällig und im kleinen Rahmen. Umgekehrt ändert sich auch das Bild vieler westlicher Reisenden vom bisher so verschlossenen Iran, wobei vor lauter Freude über die iranische Gastfreundschaft teilweise die Probleme der einfachen Bevölkerung und der restriktiven Politik in Vergessenheit geraten. Dennoch entsteht durch den neuen Tourismus im Iran eine spannende Wechselwirkung, die die Zukunft des Landes beeinflusst und großes Potential offenbart.